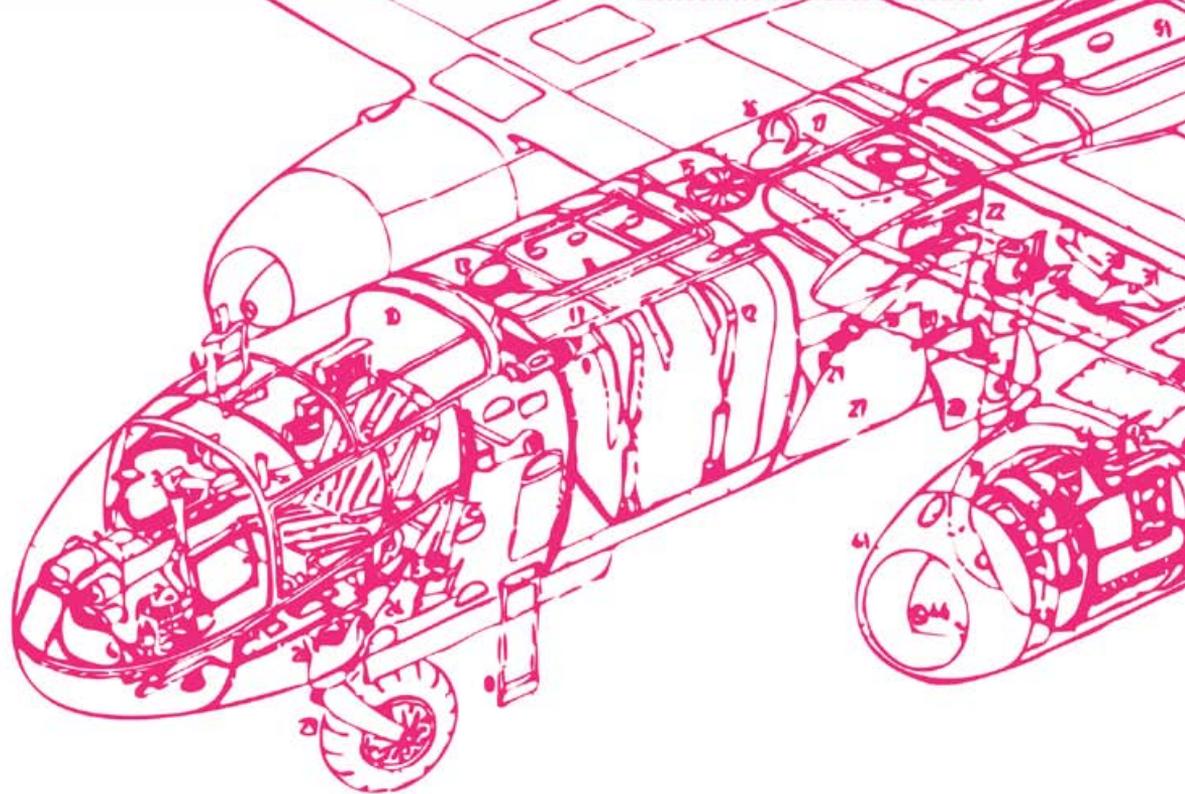


# KOMMUNIKAZEE

Zeitschrift für facts & fiction



# oben + unten

AUSGABE 37

VIERTES QUARTAL 2010

ABGABE KOSTENLOS

WWW.KOMMUNIKAZE.DE

# 25. UNABHÄNGIGES FILMFEST OSNABRÜCK

6. bis 10. Oktober 2010

Lagerhalle | Filmtheater Hasetor | Haus der Jugend



[www.filmfest-os.de](http://www.filmfest-os.de)

# INHALT

Ausgabe 37 / Viertes Quartal 2010 / „Oben + Unten“

---

**5: INTRO**

*von Olker Maria Varnke*

**6: SINUS**

*von Urs Ruben Kersten*

**9: OBEN UND UNTEN**

*von Tobias Nehren*

**12: DAS ORAKEL HAT GESPROCHEN**

*von Judith Kantner*

**14: ÜBER DEN RAND**

*von Stefan Berendes*

**16: ANDROMEDA UND DAS KREUZ DES SÜDENS**

*von Jörg Ehrmsberger*

**18: STAMMTISCHGESPRÄCH**

*von Stefan Berendes*

**19: INDOOR-ERFAHRUNGEN**

*von Tobias Nehren*

**22: LOST & BROKEN, FOLGE 21**

*von Steffen Elbing*

**23: DER PUMPENBAUER**

*von Stefan Berendes*

**24: INTELLEKT SUCHT INTELLEKT (KÖRPER EGAL)**

*von Urs Ruben Kersten*

**28: DIE STEINIGUNG**

*von Finn Kirchner*

**30: ONE OF US MUST KNOW (SOONER OR LATER)**

*von Kalle Kalbhenn*

**32: HIER ENTSTEHT EIN PUFF**

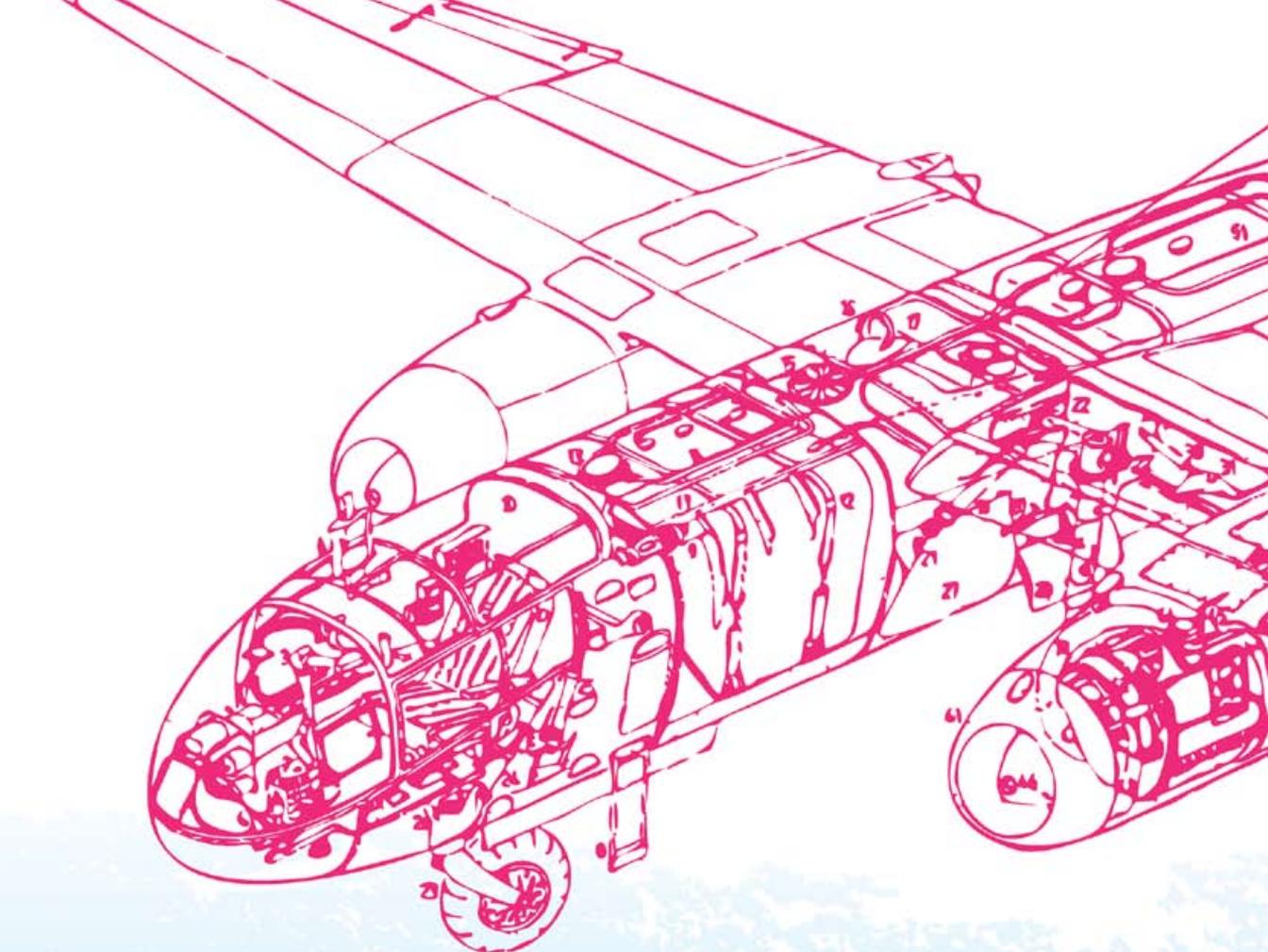
*von Olker Maria Varnke*

**34: DIE LETZTE SEITE**

**DANKSAGUNG:**

überhaupt nur möglich  
durch einen Druckkostenzuschuss  
des Studentenwerks Osnabrück





# oben + unten

## Intro

von Olker Maria Varnke

**E**s ist das womöglich flexibelste Thema, das die Kommunikaze je behandelt hat. „OBEN und UNTEN“. Da passt fast alles. Zum Beispiel Geschlechtsverkehr: Mal sie, mal er, mal er, mal er, mal sie, mal sie. Oder die Gesellschaft: mal sind es die einen, mal die anderen. Immer aber sind irgendwelche OBEN und UNTEN. Dann zum Beispiel Weltraum: Er OBEN, sie UNTEN, oder umgekehrt. Oder aber Turmspringen: Erst OBEN, dann recht rasch schon wieder UNTEN. Wo wir schon bei mühsamem Aufstieg und schnellem Abstieg sind: Stockwerke! Treppe HOCH, dann wahlweise Treppenlauf oder Sprung wieder RUNTER. Oder hier: Hierarchie! Das findet sich

überall, vor allem in Deutschland: „Selbstverständlich, Frau Professor“, beziehungsweise, „Natürlich, Herr Feldweibel, haben Sie recht, ich mache den Katzenkot sehr gerne mit meiner Zahnbürste weg!“ Was haben wir noch? Ach ja: Thema Keller – da will kaum jemand hin, weil er UNTEN ist und dort ist es meist dunkel, kalt, womöglich feucht, eventuell hat da jeder eine Leiche liegen. Tauchen! Da geht es richtig tief nach UNTEN und man möchte meistens recht rasch wieder an die OBERfläche. Überhaupt Sport! Kaum ist der FC Bayern und dann ist er schon wieder. Ein interessantes Beispiel ist auch die Fabrikproduktion. Da beginnt an einem Ende der Produktionslinie (zumeist UNTEN im EG der Fabrik) eine Produktproduktion und am anderen Ende (zumeist UNTEN im EG der Fabrik) kommt ein fertiges Produkt wieder heraus.

Weil das alles so faszinierend wie vielfältig ist, hat sich die Kommunikazeredaktion in ihrer 37. Jubiläumsausgabe dem Thema „OBEN und UNTEN“ verschrieben. Ein würdiges Thema. Spannende Lektüre und eine geruhsame Nacht, Ihr und Euer Olker Maria (Varnke)!

### MIT BEITRÄGEN VON:

Olker Maria Varnke, Urs Ruben Kersten, Tobias Nehren, Judith Kantner, Stefan Berendes & Jörg Ehrnsberger

### ILLUSTRATIONEN VON:

Christian Reinken, Mia Hague & Steffen Elbing

## Vorspiel

Ich halte diese Menschen für Drückeberger einerseits, für Parasiten andererseits. Erst sagen sie: „Ja, natürlich!“ und „Klar, machen wir!“ oder „Sicher, das wird der Hammer!“ Später heißt es dann: „Im Moment ist es eher schlecht, holen wir nach.“ und „Klar ist das blöd, aber zur Zeit geht's einfach nicht.“ oder „Die nächsten Tage wird's nicht hinhauen, aber in ein paar Wochen...“ Am Schluss dann: „Nee, machen wir nicht. Ist ja jetzt auch schon viel zu spät!“ und „Das lohnt sich doch jetzt gar nicht mehr, nach sechs Monaten zumal, da ist doch auch der Abstand viel zu groß!“ oder „Was, häh? Das soll ich gesagt haben? Kannste ja mal total vergessen, würd' ich nie tun. Und guck' mal, das Parkett!“ Drückeberger!

Ist man jedoch selbst am Zuge, sagen sie: „Musst du unbedingt machen!“ und „Na sicher, ich helfe dir beim Aufräumen!“ oder „Geil, ich komm' vorbei! Ich muss aber nichts mitbringen, oder?“ Parasiten! Wahrscheinlich sind es dann eben diese Menschen, die sich auf eine unerträgliche Art und Weise daneben benehmen. Sie rauchen im Bad, urinieren vom Balkon oder kreuzigen die Meersau an der Wohnungstüre. Und am nächsten Tag ist niemand da, es sei denn, es gibt Frühstück. Das nehmen sie gerne mit, ist ja selbstverständlich. Wenn es jedoch ans Aufräumen geht, müssen sie schnell weg, sind übersättigt oder erbrechen sich lautstark, um dann zügig den Heimweg anzutreten. Und während diese Ratten mit Überschallgeschwindigkeit das vollgekotzte Schiff verlassen, steht der Gastgeber vor bzw. in den Trümmern seiner neuen Wohnung, Parkett zerkratzt, Tapete ab, Badezimmer zugeschissen. Alles verwüstet, alles beschmiert, alles ausgetrunken. Diese Drückeberger. Diese Parasiten! Dieser Abschaum!!

## 1. Akt - Impressionen

Der neue Tag begann deutlich schlechter, als der vorangegangene geendet hatte. Die Sonne brannte durch das Fenster, Vorhänge nicht zugezogen. Noch besser: Keine Vorhänge mehr vorhanden. Ein Geruch im Zimmer und ein Pelz auf der Zunge.

### UNTEN

---

„Eingeladen? Natürlich bist du eingeladen! Klar, komm' rein, nimm dir ein Bier! Kein Bier? Wir haben Wein, Cocktails... Gern. Was? Ja, natürlich ist das Ganze nicht ganz billig hier. Aber man möchte ja auch nicht sein ganzes Leben in einem Schuppen wohnen, HAHAHA! Genau. Ja, genau. Ja, der DJ ist super, nicht wahr? Ist ein alter Kumpel aus Berlin und...“

### OBEN

---

Schwache Lebenszeichen, der Kopf eine Hölle aus Schmerzen. Überquellende Aschenbecher in einem Meer aus Leergut und Abgenagtem. Einem zufällig Vorbeikommenden würde der Geruch die Kotze hochtreiben, die Anwesenden jedoch waren über Nacht eins mit diesem Duft geworden. Scham, Übelkeit und Selbstekel. Alles am Ende.

### UNTEN

---

„Ja, den Bandleader kenn' ich noch aus der Schule, ist ein alter Kumpel. Die kommen aus Hamburg, die Jungs, sind da 'ne verdammt große Nummer. Ja, ist echt geil, was die machen und... Was? Ja genau, die spielen hier echt nur für Fahrgeld und Verpflegung, sprich: Bier. HAHAHA! Die könnten hier richtig was nehmen, ja, habe ich denen auch gesagt Aber alte Kumpels halt, so ist das eben...“

### OBEN

Die Aufräumarbeiten beginnen schleppend. Gesenkten Hauptes bewegen sich die Anwesenden durch den Müll, es wird wenig gesprochen. Verschiedene Einrichtungsgegenstände sind über Nacht unbrauchbar geworden und verschwinden im Keller, der Kühlschrank ist leer, das Parkett ruiniert.

## UNTEN

---

- „Hallo?“

„Ja, hallo? Wer is' denn daaa?“

- „Äh, ich bin's. Du hast doch mich angerufen.“

„Ach ja, richtig, du bist's, heyyy! Na, wie geht's?“

- „Gut geht's, danke. Wie war's gestern noch?“

„Alter, gestern ist noch nicht vorbei! Komm rum Alter, die Party geht weiter! Wir feiern einfach weiter, wir haben noch alles da und...“

## OBEN

## 2. Akt – Begrifflichkeiten

Oben und unten. Oder oben oder unten? Oben oder unten als Ist-Zustand? Oder vielleicht als Prozess? Als aktiver Prozess oder als Ergebnis eines Prozesses? Ergebnis welchen Prozesses? Des Prozesses der Bewegung zwischen zwei Polen, genannt „oben“ und „unten“? Also doch Ist-Zustand? Nein. Alles bewegt sich, fließt nicht, sondern beschreibt Kurven. Oder Wellen. Auf und ab, oben und unten. Auf oder ab, oben oder unten. Ein Prozess! Wir stehen staunend in der Mitte während weiter prozessiert wird, eine muntere Prozedion. Wir blicken von oben herab oder von unten hinauf oder auf halber Höhe abwechselnd in beide Richtungen, je nachdem. Wir befinden uns im Zentrum und beobachten uns selbst von außen. Wir lassen geschehen, doch das Geschehen lässt uns nicht. So geschieht's.

### Zwischenspiel

„Nein, aber ich könnte Ihnen stattdessen meinen Golfschläger durch die Presse ziehen.“ Das hatte gegessen, genau wie mein Abschlag. „Hole in one, biatch!“, brüllte ich, während mein Ball noch durch die Luft flog. Die



Behinderten von der Driving-Range glotzten blöd, als ich den Moonwalk abzog und meine Spikes den Rasen der Green Box in Streifen schnitten. Sollte der beschissene Greenkeeper doch kommen und sich beschweren, dem würde ich den Arsch auch noch aufreißen. Doch zu seinem Glück ließ er sich nicht blicken. Also zeigte ich meinem Wrack von einem Gegner noch flugs den Mittelfinger und gab dem Cart Saures. Wie bekommen solche Arschgeigen nur ihre Platzreife? Die denken, Tee sei ein Heißgetränk und PGA halten sie für einen elektronischen Kalender. Mit ähnlichem menschlichen Abfall musste ich mich täglich im Büro herumschlagen. Einfaltspinsel, vollkommen debil und dermaßen unfähig, dass sie sich ohne Personal Assistent nicht einmal die Schuhe zubinden können. Am liebsten hätte ich sie alle zu Tode geprügelt. Leider ging das nicht so einfach, dafür schikanierte ich die Minderbemittelten, wo es nur ging. Auf Betriebsfeiern und informellen Meetings schlug ich auch mal jemanden zusammen, im Tagesgeschäft beschränkte ich mich auf verbale Attacken und andere Gemeinheiten. Kakerlaken im Frühstück, Pisse im Kaffee oder Scherben im Sitzpolster, nicht originell aber effektiv. Die meisten hielten nur wenige Monate durch und der betriebs-eigene Sozialarbeiter schob Überstunden, bis ich ihn rausschmiss. Inkompetentes Pack, am liebsten schälte ich ihnen das Fleisch von den Knochen und stieß sie hinab in den neunten Kreis der Hölle.

### 3. Akt – Innen- / Außensicht

Sie unterhielten sich noch eine Weile über das, was am Abend, in der Nacht und am darauf folgenden Morgen bis in die frühen Abendstunden des neuen Tages hinein geschehen war. Ihre Erinnerungen waren bruchstückhaft, viele der sie umgebenden Einrichtungsgegenstände waren es ebenfalls. An diesem Ort hatten sich Menschen gehen lassen, Zerstörungswut und mangelnde Hygiene, ein Kotzestrahler aus tausend

Kehlen. Postalkoholische Niedergeschlagenheit ketete sie an ihre Sitzmöbel, Scham ob des Gesagten und Getanen gesellte sich zu ihnen und machte es sich auf dem Sofa gemütlich. Dokumente ihres abstoßenden Treibens hatten mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit bereits ihren Weg in das Internet gefunden, zugänglich für jedermann. Zeugnisse von Degeneration und Kulturlosigkeit, global verfügbar, lokal unleugbar. Sie wagten es nicht, ihre Personal Computer, Mobiltelefone, Netbooks oder Tablet-PCs anzurühren, zu groß war die Schande. Und alle hatten munter mitgetan. Erst Viele, dann Einige, am Ende nur noch Wenige. Doch je geringer ihre Zahl, desto intimer ihr Umgang, desto inniger ihr Austausch. Die Berührungen waren zärtlich gewesen, die Blicke voller Zuneigung, wie unter Liebenden, wie unter Brüdern und Schwestern. Doch wo waren die Anderen, wohin verschwanden sie? Der Gedanke an die Vertraulichkeiten der vergangenen Nacht bescherte ihnen Übelkeit. Die Erinnerung ließ die Scham erneut in ihnen aufwallen, sie plagte sie, genau wie die Anderen, die auch Teil der Wenigen gewesen waren, Scham ob der gewährten Nähe, Scham ob der aufgegebenen Distanz. Das Gefühl OBEN angelangt zu sein hatte getrogen, sie waren tiefer und tiefer hinab gestiegen und hatten sich UNTEN eingefunden, hatten sich dort niedergelassen und behaglich eingerichtet.

### Nachspiel

„Natürlich... Ja, natürlich habe ich ein neues Projekt am Laufen. Was? Ja, ist natürlich wieder was Existenzielles, was? Ach so, ja, ist schwer zusammenzufassen, kann man schwer in einem Wort zusammenfassen, ja. Ist wieder mehr so textbasiert, hhm... Du auch, ja. Ja sicherlich... Nein nein, ich verstehe das völligst. Ja sicherlich, ja natürlich, ja... Ja sicherlich, ja klar... Woher denn, nein, ich meine... Ja natürlich... Ja bestimmt... Jaja... Jaja... Ja... Ja... Ja... Ja... ..“

# Oben und unten

von Tobias Nehren | Illustration: Christian Reinken

Das Telefon klingelte, und als ich den Hörer abnahm und Sandras Stimme nach über einem Jahr zum ersten Mal wieder hörte, verschwamm durch ihren Unterton am anderen Ende der Leitung der Raum um mich herum wie warmes Wachs und wurde als Klumpen in meinem Magen wieder fest. Christian war tot, sagte sie.

Ich hatte bis dahin noch nie einen Menschen aus meinem Leben lassen müssen. Ich war dem Tod noch nie begegnet, er war immer eine Erscheinung, die es in Gedichten und Filmen gab, eine Vokabel, die in meinem Kopf keine Wurzeln in die Realität geschlagen hatte. Mein Opa war gestorben, als ich noch nicht auf der Welt war, und sonst waren alle um mich herum lebendig, einige mehr, andere weniger. Ich wusste, dass es ihn gab, den Tod, und dass er Tränen und Leid und Trauer und Schmerz und manchmal gar Erleichterung auslösen konnte. Und dennoch war Tod bis zu diesem Zeitpunkt immer etwas, das ich beobachtete, das mich aber nicht betraf.

Und nun war Christian mit einem Mal weg. Tot! Ein Autounfall! Er hatte sich nach der Arbeit, seiner geregelten Arbeit, in seinen Audi gesetzt, hatte vermutlich die Anlage des Wagens laut aufgedreht, war dann vermutlich laut mitsingend von der Straße abgekommen und war gegen einen Baum gefahren. Weder fünf eingebaute Airbags, noch Seitenaufprallschutz, noch Sicherheitsgurte oder sonstwelche Vorkehrungen hatten ihn schützen können. Einfach Bumms! Niemand, niemand hatte Schuld, nur das Leben oder der Tod hatten zugeschlagen. Das Leben, das Schicksal oder der Tod hatten einen winzigen Moment der Unaufmerksamkeit genutzt, hatten die Faust geschlossen und ihn aus dem Leben gerissen. Weder wir noch Christian wurden gefragt, ob das jetzt gelegen käme, ob der Zeitpunkt richtig oder ob es später willkommener sei. Irgendetwas war gekommen und hatte einfach

passieren lassen, und er und wir hatten nun mit den Konsequenzen zu leben; um genau zu sein, hatten wir mit den Konsequenzen zu leben, was Christian nun machte, das konnte niemand wirklich sagen.

Ich hatte Christian auch jahrelang nicht gesehen, wir hatten gemeinsam Abitur gemacht, hatten miteinander getrunken und gefeiert, hatten Träume geträumt und für ein paar Nächte unsere kleine Welt regiert.

Wir hatten während der Schulzeit kleine Rituale und coole Gesten. Christian war der Schwarm der jüngeren Mädchen, und ich war in unserem Umfeld immer so etwas wie die moralische Instanz, der Erwachsene. Er wirkte befreiend auf mich, und ich versuchte ihn vom Dämon des allzu erfolgreichen Vaters zu befreien, unter dem er litt.

Wir waren Freunde, wir waren wirkliche Freunde. Wir hatten nicht nur Bier und Fußball geteilt, sondern auch Ängste und Nöte. Irgendwann hatten wir uns unterschiedlich entwickelt und waren dann getrennte Wege gegangen, ohne dass irgendetwas vorgefallen war, einfach so. Ich hatte ihn allerdings nie so wirklich aus den Augen und Ohren verloren. Über Sandra, sie war seine erste große Liebe, hatte ich mich stets nach ihm erkundigt und hatte erfahren, dass er irgendwie doch im Schatten seines Vaters hängengeblieben war. Er war heute mit 29 kein Millionär geworden und er hatte der Welt nicht gezeigt, dass „Christian ein nicht zu bändigender Tiger mit scharfen Zähnen“ war, wie er in der Nacht unserer Abi-Entlassung behauptet hatte. Christian war ein Träumer, der irgendwie glaubte, er müsste ein Königreich erobern und regieren, weil Träumer in den Augen seines früh verstorbenen Vaters nichts galten.

Nun war er nicht mehr. Sandra und ich teilten uns einige Freunde auf, die es zu informieren galt. Und wir verabredeten uns für den Morgen, an dem die Beerdigung stattfinden sollte und legten fest, dass wir Geld zusammenlegen wollten, um einen Kranz auf sein Grab zu legen.

Ich führte also noch einige Telefonate, hörte ein paar mehr oder weniger vertraute Stimmen und nahm einige mehr oder weniger erwartete Reaktionen auf, um mich dann in unsere Heimat aufzumachen, um der Beerdigung beizuwohnen.

Am Freitagmorgen kam ich früh in Eckernförde an und traf mich mit Sandra. Die Sonne schien zum ersten Mal in diesem Jahr und ließ erahnen, dass diese Stadt an der Ostsee lebendig war und wunderschön. Cafébesitzer trugen Tische und Stühle auf den Marktplatz, und Damenschuhe mit Absätzen machten Laute auf dem Kopfsteinpflaster, die Winterschuhe nicht hervorzubringen vermochten. Die Stadt erwachte aus ihrem Winterschlaf und wurde durch den Frühling zum Leben erweckt. Dies alles geschah sicher in jedem Jahr, und sicher wurde mir in jedem Jahr bewusst, dass ich es liebte. Zum ersten Mal waren andere Gerüche als Eis und Kälte in der Luft. Und all diese Eindrücke ließen mich vergessen, wie sehr ich den letzten Winter gehasst hatte. Jetzt wurde alles neu und Türen standen sperrangelweit offen.

Sandra stand immer noch eine gewisse Fassungslosigkeit ins Gesicht geschrieben, als ich sie auf der gegenüberliegenden Seite des Marktplatzes entdeckte. Sie trug ein schwarzes Kostüm - ich hatte sie noch nie zuvor in einem Kostüm gesehen - und sah wahnsinnig erwachsen aus. Weiblich, erwachsen und sexy. Sie zog den rechten Mundwinkel zu einem Lächeln nach oben. Dadurch zeichnete sich um ihren getrüben Blick ein Anflug von Freude ob unseres Wiedersehens auf ihrem Gesicht ab.

Wir setzten uns an die Fensterfront eines kleinen Cafés, das ich zuvor noch nie gesehen hatte und wir sprachen über Christian und was wir mit ihm erlebt hatten. Wir sprachen auch über uns und darüber, was Christians Tod für uns bedeutete. Dass uns nun mit 29 zum ersten Mal jemand ein wirkliches Warnschild an den Rand unseres Lebensweges gestellt hatte, das darauf verwies, dass dies alles hier nicht für immer sein würde.

Ein oder zwei Stunden später kamen noch drei weitere alte Freunde aus Schulzeiten dazu. Dennis, Stefan und Kai waren Teil unserer Clique gewesen, und nun war jeder von uns nicht mehr unmittelbarer Teil des Lebens der Anderen. Dennoch fanden wir alle schnell wieder ein paar Enden, die wir aufnehmen und an die wir anknüpfen konnten. Wir hatten uns viel zu erzählen und waren alle offen für die Geschichten und Fakten, die die anderen aus ihren Leben mitbrachten. Ein oder anderthalb Stunden später fuhren wir gemeinsam zum Friedhof. Die Sonne blendete durch die Windschutzscheibe von Stefans Neuwagen, auf den er sehr stolz war, und die Wärme auf meinen Knien lenkte mich etwas von der sich ausbreitenden Bedrückung bei den Insassen der Limousine ab.

Es waren 40 oder 50 Personen gekommen, die Christian die letzte Ehre erweisen wollten. Sandra hakte

sich auf dem Weg zur Trauerfeier bei mir unter, und stille Tränen liefen bis auf den Kragen ihres Mantels. „Die erste ‚Große Liebe‘ verlässt einen wohl nie so ganz“, flüsterte sie und glückte dabei beinahe lautlos in sich hinein. Mir wurde wieder bewusst, dass sie sowohl zur Melodramatik als auch zur humoristischen Reflexion über eben diese fähig war. Die Zeremonie an sich war sehr nüchtern. Christian und seine Familie waren nicht gläubig und legten keinen großen Wert auf Verabschiedungen mit großen Gesten. Ich kann mich an die ganze Zeremonie kaum erinnern, nur dass Blumen und dann doch ein pathetisches Lied definitiv eine Rolle gespielt haben. Christian hätte sich ohnehin einen Abschied mit den Worten „Scheiß‘ doch drauf. Schmeißt Erde ins Loch, oder lasst es bleiben!“ gewünscht. Und das Gesicht von Christians Mutter habe ich noch im Kopf, denn sie war glücklich, dass wir gekommen waren, um Christian zu verabschieden. Sie war eine wirklich schöne, stolze Frau, und der rote Mantel, den sie an diesem Tag trug, zeigte deutlich, dass sie nichts auf Konventionen gab. Als wir wegfuhr, stand sie auf dem Friedhof, strahlte aus einer Menschentraube heraus, nahm immer wieder Beileidsbekundungen entgegen, weinte und strahlte dennoch Stolz aus.

Was aber für uns wirklich von Bedeutung war, das geschah nach dem offiziellen Teil. Wir fünf verabredeten uns in der Innenstadt. Dort versammelten sich nun nicht nur alte Bekannte, deren Lebenswege sich in letzter Zeit selten gekreuzt hatten. Vielmehr versammelten sich dort fünf Menschen, die sich nun mindestens an diesem Tag noch einmal brauchten. Gegenseitig ergänzten wir einander das Bild, das wir von Christian bewahren konnten.

Das „Zentral“ war immer noch ein Café -Schrägstrich-Restaurant -Schrägstrich- Kneipe, wie es sie viele tausend Mal in Deutschland gibt. Holztische waren in enger Unordnung zusammengestellt, sodass die ungebübten Servicekräfte immer noch Probleme bei der Bedienung hatten, und auf der Karte gab es alles, was frittiert und/oder aufgetaut werden konnte. Auch die Cocktail Happy Hour dauerte, wie zu unserer Schulzeit, immer noch wochentags von 17 bis 21 Uhr. An den Wänden hingen immer noch alte amerikanische Blech-Werbeschilder von Wrigley's über Aral bis hin zu Pepsi Cola, und alles wirkte so, als wäre seit unserer letzten Freistunde gerade einmal eine Woche vergangen.

Wie für Dennis üblich, machte er keine Umschweife und bestellte fünf Long Island Ice Tea mit der Bemerkung, dass Christian den auch stets getrunken hatte. Ich lehnte ab, für mich und meinen eher kontrollierten Lebenswandel kam das Trinken von Cocktails vor Son-

nenuntergang nicht in Frage. Aber hier saßen nicht vier Kollegen, die mich als kontrollierten, engagierten und kreativen Kollegen oder Freund kannten. Hier saßen vier Abiturienten, die gerade dabei waren, die Fasungslosigkeit über den Abschied eines alten Freundes zu vertreiben. Und der Blick, den mein Abwinken ertete, machte deutlich, dass es keine Ausrede für mich gab, und so tranken wir nicht nur einen Cocktail, sondern noch einen und noch einen. Wir aßen Kartoffelspalten mit Sour Cream und waren für einen Nachmittag wieder 20 Jahre alt. Mit dem einzigen Unterschied, dass wir in unseren Gesprächen nicht nach vorne blickten und keine Luftschlösser bauten, sondern dass wir in die Vergangenheit schauten, mit dem dumpfen Gefühl, dass Christian irgendwie mit am Tisch saß.

Irgendwann ergriff Dennis wieder die Initiative. Er bestellte ein Taxi, und wir fuhren Richtung Strand. Auf dem Weg hielten wir noch an unserer altbekannten Tankstelle, die mittlerweile einer großen Kette angehörte. Aber immer noch gab es den alten, verkniterten Mann hinter der Theke, als wären wir nie weg gewesen. Wir kauften eine Palette Dosenbier. Dann setzten wir uns auf die Holzpaneele der Promenade, rauchten Zigaretten mit eingedrehten Filtern, und in unseren Gesichtern malte die Sonne ein Gelb, das von Frühling und von Wärme zeugte.

Dennis fing an eine Geschichte zu erzählen, die vom „wilden Christian“ handelte, und wie

er mit schmutzigen Knien von einer „Unterhaltung“ mit Sandra zurückgekommen war, und wie Sandra damals versucht hatte, eine Geschichte zu erfinden, die sowohl ihre Frisur als auch seine Knie erklären sollte. Sandra lachte laut und aus vollem Herzen und fiel dabei rücklings in den leicht nassen Strandsand. Stefan erinnerte sich an einen Abend, an dem Christian ihn vergessen hatte und er sechs Stunden lang im Wohnzimmer von Christians Eltern gegessen hatte. Ständig auf der Hut, nicht rausgeworfen zu werden, denn dringend benötigte er den DVD-Player von Christian, um bei einem Schwarm Eindruck zu schinden. Wir saßen dort an der Promenade, ritzten gemeinsame Erinnerungen und Anekdoten, die tief in unseren Köpfen lagerten wieder nach und sorgten dafür, dass Christian - egal, ob er überhaupt irgendwo und wer weiß wo genau war - Spuren in unseren Leben hinterließ.

Kein Wort und keine Rede, kein Kranz und kein Bankett hätten Christian gebührender aus unserem Leben verabschieden können als dieser Nachmittag und das Gefühl, das der Ausblick auf den Horizont uns geschenkt hatte. Noch einmal hatte diese Linie die Hoffnung geweckt, dass die Zahl der Möglichkeiten, die das Leben uns bot, auch nur ungefähr deckungsgleich mit der unendlich scheinenden Linie war, an der sich Wasser und Himmel trafen.

Noch einmal wir hier unten und Christian über, unter und zwischen uns.



# Das Orakel hat gesprochen

von Judith Kantner | Illustration: Mia Hague

Ich check' das alles nicht mehr. Was ist denn das für ein 'Wahnsinn?', flucht Paul. So flucht er öfter. Ich hör' das schon gar nicht mehr. Paul sitzt vor dem Fernseher, ich stehe in der Küche und püriere mit der rechten Hand bedächtig das Gemüse für die Gazpacho, während ich mit der linken gedankenverloren meinen iPod etwas lauter drehe. Queen, „Who wants to live forever?“, höre ich und frage ich mich auch.

Nach dem Essen - ich schweigend am Küchentisch über meiner kaum angerührten Gazpacho, er fluchend vor dem Fernseher - sagt er, dass er noch mal dringend zu Raffael müsse. Dort, wo er eben noch saß, bleiben ein leerer Teller, eine leere Flasche Cola, zwei rote Gemüseflecken im weißen Teppich und ein durcheinander gewürfeltes Sofa-Stilleben zurück.

Normalerweise würde die Szenerie jetzt so ablaufen: Ich sprühe Teppichreiniger auf die Flecken, nehme den Teller und spüle ihn mit meinem und den Töpfen ab. Die leere Flasche Cola wird ins Leergut sortiert und der Teppich abgesaugt. Während die zweite Fuhre Teppichreiniger einwirkt, sortiere ich die Kissen, rücke die Decken wieder gerade und sauge noch mal den Teppich ab. Dann greife ich zum Hörer und rufe meine Freundin Susanne an, um ihr von meinem Tag zu erzählen, und sie erzählt mir von ihrem.

Normalerweise. Heute nicht. Als die Tür hinter Paul ins Schloss fällt, lasse ich meinen Löffel in den halbvollen Teller Gazpacho fallen, nehme meine Handtasche und setze mich ins Auto. Ich gebe zünftig Gas und fahre und fahre und fahre. Wie in Trance. Ich sehe nicht die schöne Landschaft Freiburgs. Ich sehe nur den Asphalt und wie die Straßenschilder an mir vorbeisausen.

Plötzlich klingelt mein Handy. Ich fahre an den Straßenrand und sage „Hallo“. „Lusia, wir haben eine

Mission zu erfüllen“, höre ich. Ich erfasse gleich die Dringlichkeit der Lage und fahre wie vom Joystick gesteuert in die Mühlhauser Straße. Meggi steht schon aufgeregt vor der Tür, reißt die Beifahrertür auf und springt in den Sitz. „Fahr!“, befiehlt sie.

Ich frage nicht wohin, weiß eh Bescheid. Gebe Gas, merklich, wir kleben am Sitz und werden nicht geblitzt. Wir setzen unsere Sonnenbrillen auf, denn es ist noch vor 19 Uhr und so fühlen wir uns cooler, passender, für das, was uns bevorsteht.

Ich denke, es ist still im Auto, da merke ich, dass ich immer noch den iPod im Ohr habe, und als ich den rechten Ohrstöpsel unauffällig aus meinem Ohr nehme, höre ich Meggi erzählen. „Das Ding ist heiß, verdammt heiß“, sagt sie. „Wir haben schon so einiges gemeistert, das packen wir auch, verstehst du? Wir packen das! Koste es, was es wolle. Findest du nicht auch?“ Während ich nicke, ziehe ich auf Höhe einer Baustelle auf der Autobahn mit 180 Sachen an einem schwankenden LKW vorbei und freue mich, dass mein schwarzer Audi solche Dinge tun kann.

„Mach' mal das Radio an, wir brauchen ein Zeichen“, sagt sie und stellt das Radio an. Sie sucht sich durch die verschiedenen Sender, bis sie die perfekte Welle gefunden hat. Wir schweigen und lauschen der Musik von radio dreieckland.

Bei Karlsruhe fahre ich auf die A5. Wir passieren Mannheim dann Frankfurt. „Sieben, sieben“, sagt Meggie, und ich fahre bei Bad Hersfeld von der A5 auf die A7. Göttingen, Salzgitter, nach Stunden passieren wir Hannover, Hamburg. Meine Augen fallen fast zu. Sieben verdammte Stunden sitze ich schon wie in Trance und mit einem iPod-Stöpsel im Ohr am Steuer. „Willst du nicht mal fahren? Ich kann nicht mehr“, sage ich, und sie schüttelt mit dem Kopf.

Irgendwann, es läuft gerade der Song „Es tut wieder weh“ von Jennifer Rostock. Da schreit Meggi auf. „That's it. Rostock, hörst du? Rostock!“ Ich verlasse die Autobahn Richtung Lübeck. Wir schweigen. Der Empfang wird immer schlechter. „Wir sollten den Sender wechseln“, sage ich. „Nein, noch besser, wir machen eine Pause.“

Meggi schweigt. Ich spüre, wie es in ihrem Kopf brodelte. Dann lenkt sie ein. „Du hast Recht.“

Wir gehen aufs Sanifair-Klo, bestellen uns hinterher einen Kaffee im Mc Donald's nebenan und rühren drin herum. Nach einer Weile sagt Meggi: „Das Orakel hat gesprochen. Es geht noch tiefer in den Osten!“ „Wohin?“, frage ich. „Keine Ahnung, Richtung Stralsund vielleicht“, scheint sie dem Kaffeersatz zu entnehmen. „Wir müssen uns beeilen“, sage ich. Wir blicken uns in die Augen, lassen unseren Kaffee stehen und stürzen zum Auto.

Vor mir fährt ein gelber Seat Marbella. Er leuchtet uns den Weg. Er fährt zu langsam. Ich fahre links neben ihm, lasse die Scheiben runter und frage, wohin er will. Der Mann im Seat sagt: „Ich will nach Hause. Nach Zingst.“ „That's it, that's it“, schreit Meggi, und ich gebe Gas.

Wir drosseln das Tempo. Überall darf man nur 60 oder 80 km/h fahren. Wir passieren kleinere Ortschaften mit so seltsamen Namen wie Dierhagen oder Wustrow.

„Ich habe Hunger“, schreit Meggi. Na gut, denke ich, denn wir haben es mittlerweile 3.30 Uhr früh. Ich halte an einer Tankstelle, wir zwitschern uns zwei Hot Dogs rein, zwei Snickers und zwei Magnum-Eis, zwei Wasser und eine Cola. Wir kaufen noch einen Rotwein und ich sage: „Ich fahr nicht mehr weit.“ Mein Audi übrigens auch nicht, denn wir haben vergessen zu tanken, und jetzt bleibt er einfach liegen. „Ich hab's“, sagt Meggi. Wir lassen das Auto mitten in einer Ortschaft namens Prerow stehen und rennen.

Es ist 4.10h. Wir liegen völlig fertig am Strand. Am

weißen Sandstrand und sehen, wie sich die Sonne am Horizont erstreckt.

„That's it. That's it“, murmelt Meggi. Wir schauen zu, wie die Sonne aufgeht und rühren uns nicht mehr vom Fleck. Ein paar Stunden später ziehen ein paar Jogger vorbei. Die Strandbesucher schlagen ab zehn Uhr ihre Strandmuscheln auf. Liegen da, sonnen sich, cremen sich ein, gehen ins Wasser, kommen wieder. Manche sind genervt, manche scheinen entspannt zu sein. Die Kinder bauen Sandburgen, viele Erwachsene pfeifen sich bei 30 Grad in der Sonne das Dosenbier rein. Viele haben einen ostdeutschen Dialekt. Man redet übers Wetter, das Essen oder über Onkel Ronny.

Gegen 18 Uhr leert sich der Strand. Viele Touristen bauen die Strandmuscheln wieder ab und ziehen von dannen. Um 20 Uhr mache ich die Flasche Rotwein auf, weil ich Hunger habe und wir sonst nichts dabei haben.

Wir prostern uns zu und warten bis die Sonne wieder untergeht. 20.30 Uhr schreibt meine Uhr. Meggi murmelt „That's it, That's it“, und ich liege da und lausche den Wellen. Als ich mich zu ihr drehe, ist sie weg. Ich liege da, schaue der Sonne zu, halte eine Hand, vielleicht ihre Hand, vielleicht eine andere. Ich sehe zu, wie der Himmel rot wird und die Sonne im Meer versinkt. Ich drücke meinen rechten iPod-Stöpsel wieder ins Ohr als der Song „Save me“ von Queen erklingt. Die Wellen rauschen sanft. „That's it. That's it“, denke ich und schließe die Augen.



# Über den Rand

von Stefan Berendes | Illustration: Christian Reinken

Der Wind zerrt an ihm, als er das Dach betritt. Er braucht vier Versuche, bis er es endlich schafft, sich eine Zigarette anzuzünden. Er kommt oft in seinen Pausen zum Rauchen hier herauf. Es ist angenehmer, als unten vor der Tür auf der Straße zu stehen, bei all den anderen.

Auf dem Dach ist es kalt und windig. Und es ist so hoch oben, dass die eilig umherastenden Figuren unten auf der Straße so aussehen wie die Ameisen, die sie in Wirklichkeit sind.

Er zieht an seiner Zigarette.

Dies ist seine früheste Erinnerung: Sein Vater und er gehen am Meer spazieren. Sie kämpfen sich den Deich hoch, der Wind kommt von vorn. Schweigend stemmen sie sich gegen das wilde Rauschen. Es ist anstrengend, und er hat Angst. Angst, dass der Wind ihn packt und ihn fortweht, bis ans Ende der Welt. Er ist viel zu klein.

Und dann sind sie endlich oben und sie sehen das Meer, das scheinbar bis in die Unendlichkeit führt. Und sein Vater lacht, obwohl ihm Tränen der Anstrengung über das Gesicht laufen. Und er sagt: „Fips (so nennt sein Vater ihn), du brauchst nur den Wind in deinem Rücken, dann kannst du alles schaffen!“ Und als er das sagt, dreht zufällig der Wind (es gibt keine Zufälle), und einen Moment zerrt er noch an ihnen, und dann trägt er sie über den Rand. Und er rennt den Deich hinunter und lacht, so laut er kann, und der Wind macht ihn schneller.

Runter geht es immer leichter als rauf.

Es ist sein zweiundzwanzigster Geburtstag, und sie stehen beide am Ufer und schauen auf den See hinaus. Er mag sie sehr, aber mit ihr zusammen wird die Welt

so eng, Und es gibt so viele Möglichkeiten für ihn, in denen sie nicht vorkommt. Und er weiß schon lange, dass er eine Entscheidung treffen muss, aber er schafft es nicht. Und dann hört er plötzlich das vertraute Rauschen und spürt den Wind im Rücken, und der trägt ihn über den Rand, so wie immer.

Und es tut kurz weh, aber am Ende ist es so das Beste für beide.

Es ist sein erster Job, aber er ist gut in dem, was er tut: Kaufen, verkaufen, Risiken verteilen, liquidieren, abstoßen, Rendite reinvestieren und wieder kaufen. Wie im Takt einer irrsinnigen Maschine, die niemals nachlässt.

Sie sind Zauberer. Sie sind Titanen. Sie sind die Herren des Universums, in diesen Momenten. Sie drehen ein ganz großes Rad.

Es ist Irrsinn.

Es ist gigantisch.

Sie verpacken große Risiken in ein Bonbonpapier aus kleineren Risiken. Sie verschnüren die Pakete so kunstvoll, dass am Ende alles einen Sinn ergibt. Solange man nicht allzu genau hinschaut.

Sie balancieren auf einer Messerklinge, und zu beiden Seiten geht es sehr tief runter. Aber er hat den Wind im Rücken, und alles geht gut.

Und dann dreht zufällig der Wind

(es gibt keine Zufälle),

und die Messerklinge verwandelt sich in ein Fallbeil. Und die, die als erstes fallen, haben es wenigstens hinter sich.

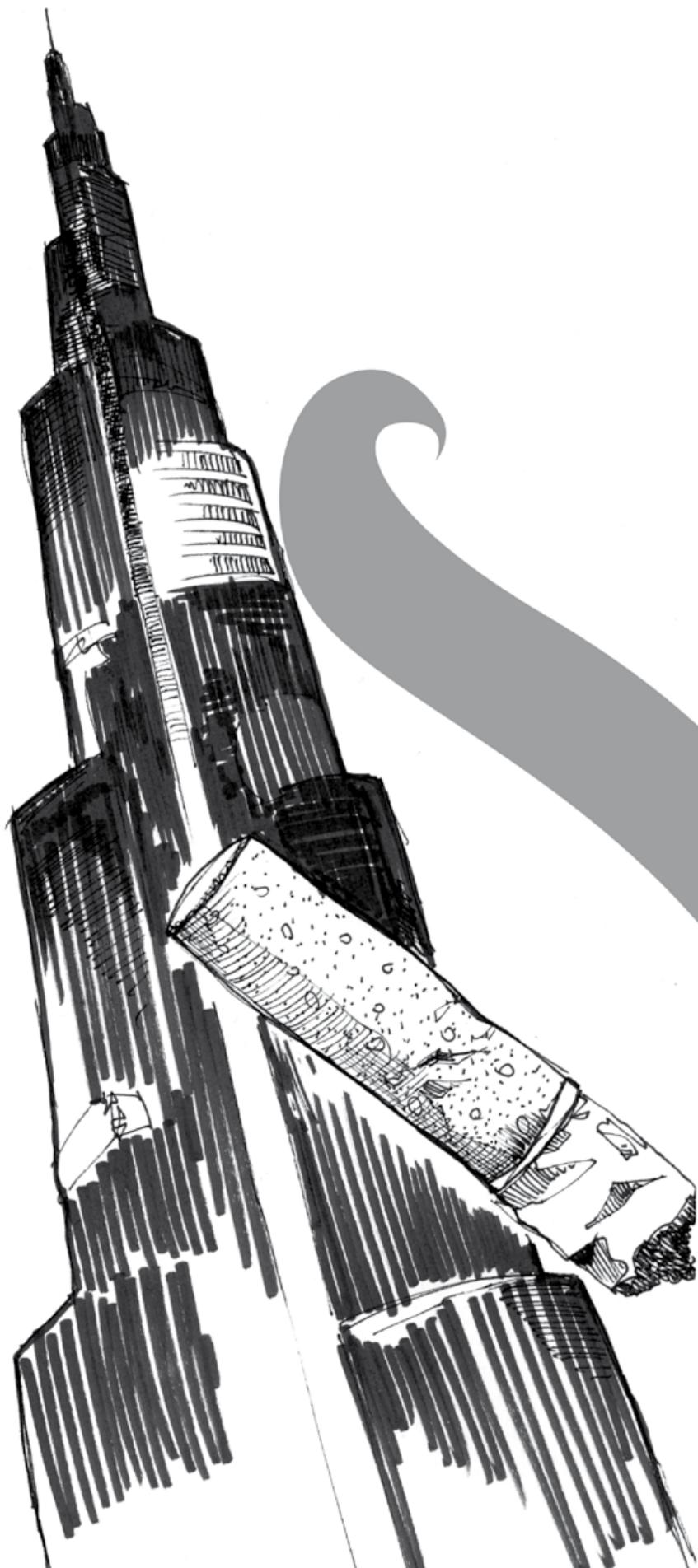
Runter geht es immer leichter als rauf.

Seine Zigarette ist heruntergebrannt. Die Pause ist gleich vorbei. Er schnippt den Filter mit der Hand fort und sieht zu, wie der Wind ihn über die Dachkante und dann in die Tiefe reißt. Unten auf der Straße hasten die Ameisen immer weiter. Wie im Takt einer irrsinnigen Maschine, die niemals nachlässt.

An der Kante zerrt der Wind noch einen Moment an ihm. Die längste Sekunde seines Lebens. Und dann trägt er ihn

- so wie immer -

über den Rand.



# Andromeda und das Kreuz des Südens

von Jörg Ehrnsberger | Illustration: Mia Hague

Der Himmel war so schwarz, wie er ihn noch nie gesehen hatte. Und es war so ruhig, wie er es seit Monaten nicht mehr erlebt hatte. Am Himmel stand lediglich der Mond und etwas darunter waren die ersten Umriss der Venus zu erahnen. Er war am Strand eines Gebirgssees mitten in den Anden im Süden Chiles und hatte den Tag sanft vom Nachmittag in Richtung Abend gleiten lassen. Kein Mensch weit und breit, das Wasser kristallklar und der Himmel schien ewig hoch zu sein und egal in welche Richtung sein Blick schweifte, wurde er von den schneebedeckten Gebirgshängen der Anden eingefangen, die ihre Farbe im Licht der untergehenden Sonne von rot über blau nach schwarz veränderten.

Seit dem Nachmittag saß er auf diesem Baumstamm, der knappe zehn Meter weit in das Wasser des Sees hineinragte. Zuerst hatte er sich gewundert, dass in regelmäßigen Abständen diese Jahrhunderte alten Baumstämme im Wasser lagen, aber dann erinnerte er sich an seinen Reiseführer. Die Wälder waren hier noch in ihrem Urzustand, allerdings nicht, weil niemand an dem über hunderte Jahre langsam gewachsenem Holz Verwertungsinteresse hatte, im Gegenteil. Die Hänge am See waren zu steil, um die Bäume abzutransportieren, weshalb die Bäume mit ihren Meter dicken Stämmen im Wasser lagen und es schien so, dass sie eher einsanken als verrotteten.

Die Zeit flog dahin, obwohl er eigentlich nur probieren wollte, wie weit er auf dem Baum in den See hineinklettern konnte. Es interessierte ihn, wie tief er in das Wasser gucken konnte, das so klar war und so frisch schmeckte, als er davon trank.

Und dann fand er diese Astgabelung, wo dieser dicke Ast ehemals mehr dem Boden als dem Himmel zugeneigt war und ihm jetzt, wo der Baum im Wasser

lag, einen bequemen Sessel bot mit einer perfekt eingestellten Rückenlehne. Alle Gedanken trieben mit den leichten Wellen des Wassers hinfert in Richtung Horizont. Irgendwo da hinten musste Argentinien sein, noch ein Ort, an dem er noch nie gewesen war.

Es gab keine Fische im Wasser. Zumindest machten sie sich nicht die Mühe, vorbei zu kommen. Er saß da und wollte eigentlich einen Moment ausruhen, aber der Baum war so bequem, dass er einfach nicht wieder aufstehen konnte. Zuerst. Und dann nicht mehr wollte. Je länger er nach den Fischen suchte, umso mehr bekam er den Eindruck, dass der Stamm leicht schaukelte. Auch wenn er wusste, dass es in Wahrheit und den bekannten Naturgesetzen entsprechend das Wasser war, das sich bewegte. Aber er neigte dazu, sich als stabil und den Rest der Welt als beweglich wahrzunehmen, auch wenn er wusste, dass das nicht immer so stimmte.

Je länger er da saß, umso weniger suchte er nach Fischen, die doch nicht vorbei kommen wollten und desto mehr ließ er sich auf die Illusion ein, der Stamm schaukelte und das Wasser war still. Und es wehte kein Wind und die Wellen schlugen gleichmäßig an den Stamm, nein, der Stamm schlug gleichmäßig ins Wasser und er war nicht hier, um nach Fischen zu suchen, nein, die Fische konnten ihn besuchen, wenn sie wollten. Aber sie wollten nicht und das war ihm recht. Er wollte auch nicht, was konnte er da schon von anderen erwarten?

Statt der Fische kam aber die Venus, die sich über den Spiegel des Sees an ihn herantastete. Der Mond, der im Spiegel des Wassers zitterte, wurde von den regelmäßigen Bewegungen, die er und der Stamm auf das Wasser übertrugen, leicht gebrochen und die Venus schien so immer an den Mond heran und dann wieder weg zu springen.

Und mit jedem Sprung der Venus weg vom Mond stellte die Venus den Himmel etwas dunkler, so dass auch die anderen Sterne zur Geltung kamen. Einer nach dem anderen zeigten sie sich am Himmel, mehr als er je gesehen hatte, denn es gab hier weit und breit kein Licht, das die Sicht verschlechterte. Und so konnte er nach und nach eine erste Formation am Himmel ausmachen. Er sah den großen Wagen, Andromeda, Herkules und Pegasus. Sie schienen leicht verzerrt

zu sein, und es waren nicht die richtigen Sterne, die hell und die richtigen, die nicht so hell waren. Aber schließlich war er ja auch einmal um die halbe Erdkugel geflogen, weshalb es ihm völlig normal erschien, dass die Dinge hier etwas anders aussahen. Und je länger er suchte, desto mehr Sternbilder fand er und er erinnerte sich wieder an die Zeit, als er als kleiner Junge mit dem Teleskop versucht hatte, die Sterne zu zählen und er das erste Mal und völlig unvorhergesehen mit dem Phänomen der Unendlichkeit konfrontiert wurde. Nie hatte er soviel Sterne gesehen und nie fiel es ihm so leicht, so viele Sternbilder zu finden.

Erst als er Wochen später wieder zuhause war und in seinem Sternatlas nachschaute, welche Sternbilder

er übersehen hatte, fiel ihm auf, dass er keines der Sternbilder, die er gesehen hatte, wirklich hatte sehen können. Und die, die er hätte sehen müssen, das Kreuz des Südens oder den Zentauren, hatte er nicht erkannt. Sein Gehirn war es, das ihm die bekannten Muster im Chaos der unendlichen Sterne zeigte. Er war als Mathematiker auf Mustererkennung programmiert. Das war im Alltag hilfreich. Nun aber fragte er sich, wie oft er wohl auch schon im Alltag etwas gesehen hatte, was es gar nicht gab, bloß weil er es sehen wollte, weil er dran gewöhnt war, es zu sehen.



# Stammtischgespräch

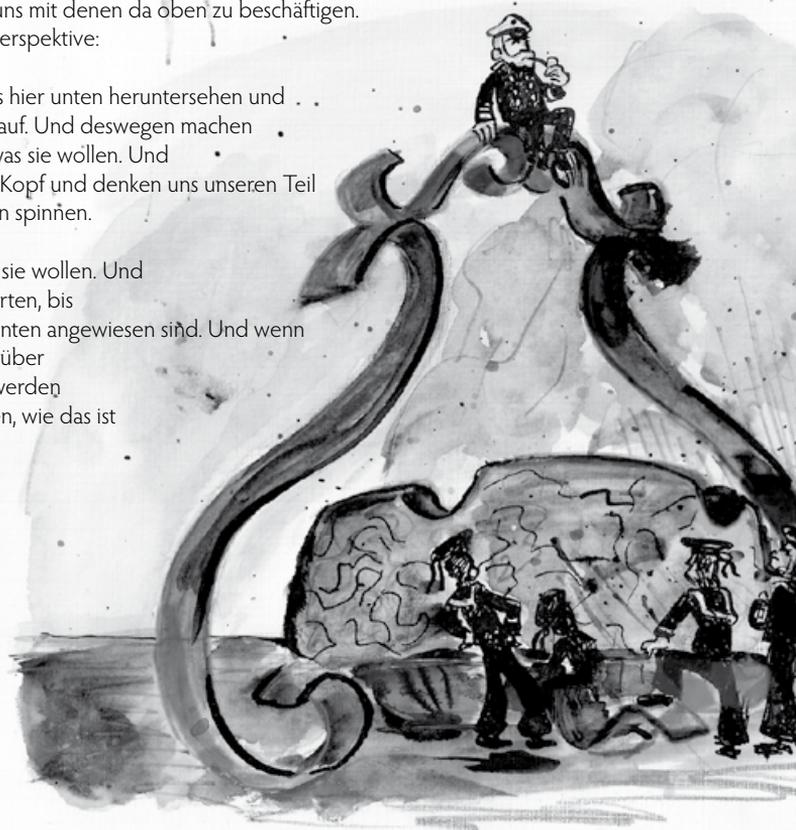
von Stefan Berendes | Illustration: Steffen Elbing

„Die da oben spinnen doch!“, sagen  
Wir hier unten oft. Wenn  
Die da oben etwas machen, was  
Wir hier unten für Blödsinn halten. Weil  
Wir hier unten glauben, dass  
Die da oben gar keine Ahnung davon haben, wie es uns hier unten geht. Und weil  
Wir hier unten auch gar nicht sicher sind, was  
Die da oben sich dabei denken oder ob sie sich überhaupt etwas denken  
– an uns hier unten denken sie jedenfalls nicht.

Wir hier unten glauben, dass  
Die da oben vor langer Zeit vergessen haben, wie es uns hier unten geht. Weil  
Die da oben nur noch selten etwas mit uns hier unten zu tun haben. Und weil  
Wir hier unten gar keine Zeit dazu haben, uns mit denen da oben zu beschäftigen.  
– vielleicht ist es auch alles eine Frage der Perspektive:

Die da oben können nicht so einfach zu uns hier unten heruntersehen und . . .  
Wir hier unten nicht zu denen da oben hinauf. Und deswegen machen  
Die da oben im Großen und Ganzen das, was sie wollen. Und  
Wir hier unten sehen es und schütteln den Kopf und denken uns unseren Teil  
– zum Beispiel, dass die da oben ganz schön spinnen.

Die da oben sollen mal schön machen, was sie wollen. Und  
Wir hier unten werden einfach schön abwarten, bis  
Die da oben das nächste Mal auf uns hier unten angewiesen sind. Und wenn  
Wir hier unten dann mit einem Federstrich über  
Die da oben zu entscheiden haben, dann werden  
Wir hier unten denen da oben schon zeigen, wie das ist  
– plötzlich mal wieder ganz unten zu sein.



# Indoor-Erfahrungen

von Tobias Nehren | Illustration: Christian Reinken

Der Radsport ist in einem Punkt ganz elementar anders als andere Sportarten. Vielleicht ist das Besondere, dass es nicht in erster Linie darum geht, der Beste im Hochspringen, im Toreschießen, im schnell Laufen oder in irgendetwas Ähnlichem zu sein, sondern darum, der Beste im am meisten Schmerz ertragen zu sein. Der Erste im Radsport zu sein, bedeutet, derjenige zu sein, der am wenigsten merkt, dass alles, was man da tut, eigentlich relativ fern der menschlichen Natur ist.

Wenn man sieben oder acht Stunden auf einem gut 13 Zentimeter langen und acht Zentimeter breiten Plastikkeil sitzt, währenddessen teilweise sieben oder acht Alpenpässe bei 35 Grad im Schatten überquert und dabei ca. 15 000 Kilokalorien verbrennt, dann muss man eines mehr können als alles andere: man muss leiden können und noch besser: man muss sogar leiden mögen.

Im Radsport geht es darum, wer am meisten ertragen kann, wer am besten an seine Schmerzgrenze und darüber hinaus gehen kann und vor allem wer die mentale Stärke - den Willen - besitzt, den anderen mehr Leid anzutun, als sie nehmen können, um dann gefeiert, geliebt und verehrt zu werden.

Mich, der ich leidenschaftlicher Hobbyschmerzforscher bin, fasziniert dieser Sport. Ich will wissen, wie das ist, wenn nichts mehr geht und man dennoch weiter macht, wenn alles brennt und man trotzdem die Beine weiter bewegt, wenn einem die Oberschenkel schmerzen, wenn man glaubt, es zerreißt einem die Lunge, und das Herz pumpt direkt gegen den Unterkiefer.

Aber wo kann der moderne Stadtmensch dies erleben, ohne erst hunderte von Kilometern in die Alpen oder Pyrenäen reisen zu müssen? Diese Frage stellte sich mir. Ich machte allerlei Selbstexperimente

auf der Suche nach meinem Limit: Ich schnitt mich in den Finger, mit Absicht! - Und dann ging ich Laufen, bis zum Rewe! Aber ich spürte keine Mauer, keine Grenze des Schmerzes. Ich aß eine Packung Miracoli, allein, mit dem ganzen Parmesan! Und dann... ging ich Schwimmen, 30 mal hin und her, Kraul! Es passierte nicht viel, ich ging nicht mal unter, obwohl davor meine Mutter immer und immer wieder gewarnt hatte. Was also tun?

Die einfache Antwort kam, als sich Ronny und Jan an der Bar meines Fitnessclubs über die letzte Stunde Spinning unterhielten und ich folgende Wortfetzen aufschnappte: „Der neue Trainer“ ... „zu krass“... „keine 40 Minuten durchgehalten“... „da ging nichts mehr“ ... „der klingt wie ein amerikanischer Armeeausbilder“.

Das ist doch genau, was ich suche, dachte ich. Ich fand heraus, dass mein Selbsterfahrungskurs „Grenzen meines Schmerzes entdecken“, den die anderen „Indoor Cycling III“ nennen, Samstagmittag um 12 Uhr war. Da ich nichts mehr fürchte als einen Hungerast, also den Zustand, wenn die Muskeln nichts mehr zu verbrennen haben, steckte ich mir für „unterwegs“ noch acht Bananen und zwei Flaschen Wasser ein und klebte mir die Brustwarzen ab. Letzteres deswegen, weil ich mir immer schon mal die Brustwarzen abkleben wollte.

Als ich das Indoor Cycling Studio betrete, ist Ronny - in Radfahrer-Latzhose und Radtrikot gewandet - gerade dabei, sein, wie er sagt, „Bike“ millimetergenau einzustellen. Ronny ist nicht nur leidenschaftlicher Radfahrer, sondern auch Leistungssolarianer mit einer wunderbar ins Rotbraun changierenden Lederhaut. Außerdem ist Ronny ganzkörperriasiert, was ich weiß, seitdem ich vier Wochen zuvor schon mal unfreiwillig im Nassraum an der blutigen Geschichte seiner Intimirasur teilhaben musste, die er lautstark in den Dunst malte.

Ich bin weder braungebrannt noch habe ich ein Radtrikot, und von Ganzkörperriasuren verstehe ich ähnlich viel wie von Herzoperationen - ich weiß, dass es sie gibt. Aber wenigstens Radschuhe zur festen Bindung zwischen Pedal und Schuh habe ich mir besorgt. Und... ich habe abgeklebte Brustwarzen!

Soweit alles gut, ist mein letzter Gedanke, bevor ein 165cm großer kleiner Mann den Raum betritt, der - selbstredend professionell gekleidet - aus nichts mehr besteht als aus Muskeln, einem zu groß wirkendem Kopf und ein paar Knochen. Allerdings macht das Knochengestüt den Eindruck, als hätte er dieses mittels moderner Trainingsmethoden auf ein gewichtssparendes Mindestmaß optimiert. Aber Steffen hat ein lautes Organ, das merke ich, als er schreiend fragt, ob wir „Bock haben, den Boden mit unserem Schweiß zu tränken.“ „Mmh, nun ja“ möchte ich antworten, aber da rufen schon fünf Männer um mich herum „Jaaaa“. Sie heben dabei ihre Arme drohend in die Höhe, als würden sie sich gerade für eine Statistenrolle in der Schlachtszene von Gladiator 2 bewerben.

„Du bist neu hier?“, fragt mich Steffen mit einem zusammengekniffenen Auge und meine Antwort „Ja, aber ich habe schon öfter Spinning gemacht“ wird von ihm mit dem Blick eines Piratenkapitäns erwidert, während die anderen Teilnehmer wie eine Meute Matrosen hämisch in sich hineinglucksen.

Ich richte meinen Blick nach unten, auf die Einstellung meines „Hometrainers“, wie ich sage, und sage weiter nichts.

Punkt zwölf geht es los und wir werfen uns, unsere Spiegelbilder fest im Blick, in die Schlacht. Nach zehn Minuten „Warmfahren“, wie Trainer Steffen das nennt, höre ich zum ersten mal meinen Schweinehund aufaulen und freue mich wie ein Fünfjähriger über ein Capri Eis, als wir den Griff zur Wasserflasche befehligt bekommen.

„Dann wollen wir uns mal ein bisschen weh tun“ ruft, nein, schreit Steffen, und zu meiner Verwunderung erwidern meine Mitstreiter wieder in bester Legionärsmanier mit einem lautstarken „JAAAA“-Gebrüll.

Ronny hat sich zu diesem Zeitpunkt längst sein Radtrikot vom Leib gepellt und kippt sich einen guten Schluck Wasser aus seiner Trinkflasche über den Kopf. Bei Minute 15 des ersten Anstieges bedenkt mich Steffen mit einem respektvollen Lächeln und befördert meinen Ehrgeiz direkt unter die Decke des Spiegelsaals. Gegen diesen Ehrgeiz steht das Gefühl in meinen Oberschenkeln, das einer Mischung des Signals von sich auf die Zunge beißen, mit dem Fuß umknicken und sich mit dem Hammer auf den Finger hauen und dabei in den Finger schneiden gleichkommt – und das alles mit einer Packung Miracoli im Bauch.

Ich stelle fest: „Ich bin definitiv im Land, wo das Leiden wohnt.“ Tröstlich ist nur, dass ich dort nicht allein bin, denn links und rechts von mir wiegen sich 20- bis 40-jährige Männer mit aufeinandergepressten Zähnen, und, ja, sie tränken den Boden mit ihrem Schweiß.

Ich versuche auch nach 50 Minuten eine möglichst ausdruckslose Mine aufzulegen, was erhebliche Aufmerksamkeit frisst. Aufmerksamkeit, die sich sonst auf das Brennen meiner Oberschenkel und den Krampf in meiner rechten Hand lenken würde. Ich erblicke mich im Spiegel des Cycling Studios, welche eine klinische Bezeichnung für diese Folterkammer, und stelle fest, dass ich scheiße aussehe. Ich bin komplett blau, wie man unter Radsportlern sagt, und drücke die hochkommende Banane mit einer neuen von oben wieder runter. Komischerweise schmeckt diese in diesem Moment so gut, wie noch niemals einem Menschen eine Banane geschmeckt hat. Da noch 40 Minuten vor uns liegen, die wir weitestgehend „bergauf“ fahren werden, beschließe ich kurz Tempo rauszunehmen und will gerade an dem kleinen Rädchen drehen, um den Widerstand heimlich zu verringern, da schallt ein Pfiff durch den Raum. Als ich aufblicke, blickt Steffen mich an, die Finger im Mund und zeigt mir mit einem von links nach rechts pendelndem Zeigefinger, dass ich das Tempo jetzt nicht rausnehmen werde.

Stattdessen schreit er „Rampe“ in den Raum und dreht an seinem Rädchen, worauf die gesamte Mannschaft seinem Vorbild folgt und den Widerstand an ihren Fahrrädern erhöht. In diesem Moment verabschiedet sich „Vernunft“ aus meinem Bewusstsein, irgendetwas greift an das klitzekleine Rädchen und dreht „kräftig“ daran. Prompt merke ich die Wirkung und muss aus dem Sattel gehen. Ronny hebt seinen rasierten, mittlerweile gänzlich glänzenden Körper aus dem Sattel und gibt dabei den Ruf eines russischen, völlig unrasierten Baumstammwerfers von sich und stemmt sich in die Pedale. Überhaupt ist es für mich etwas befremdlich, mit welcher Exzentrik meine Mitfahrer ihren Emotionen Ausdruck verleihen. Immer wieder hört man ein orgiastisches „Jaaa“ oder ein jublierendes „Wohhhoooo“ oder ein gequältes „Ahhh“. Ich rufe nichts. Das Ganze hat ein wenig etwas von einem amerikanischen Gospel-Gottesdienst, nur dass der Prediger nicht schwarz und groß sondern klein ist und auf einem Fahrrad sitzt. Ich bin in der Kathedrale des Schweißes, allein: Erleuchtet bin ich nicht.

Stattdessen finde ich in meinem Mund nirgends mehr einen Tropfen Speichel, und es schmeckt dort, als hätte ich an einem Lolly der Geschmacksrichtung „Eisen“ geleckt. Ich japse nach Luft, und der Blick



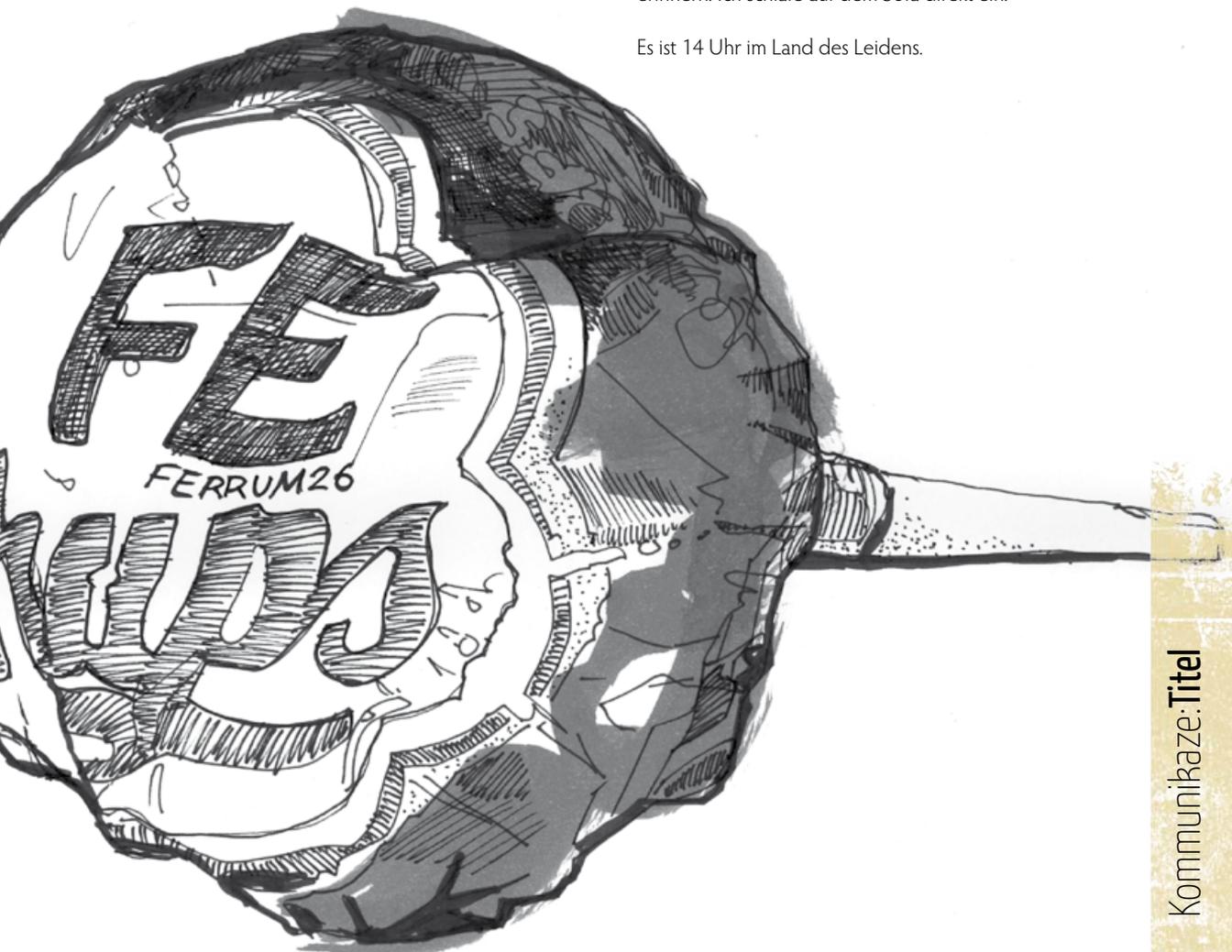
in den Spiegel sagt mir, dass der Anblick vor einer halben Stunde im Gegensatz zu dem jetzigen einem romantischen Gemälde gleichkommt. Ich fühle mich zugleich weniger und mehr als beschissen, und könnte ich meine Vernunft jetzt finden, würde ich einfach absteigen und nach Hause gehen. Aber sie ist nirgendwo zu sehen.

„Endspurt!“, schreit Steffen bei Minute 75 noch einmal in den Raum, und ich frage mich, ob er das ernst meint: „Ein Endspurt von 15 Minuten? Willst du mich verarschen?“, denke ich und stelle fest, dass ich ihn wirklich, wirklich nicht mag! „Ich mache das hier nieeemals wieder“, stelle ich fest. Ich werde auch nachher mit niemandem hier anstoßen und ich will auch nicht mit Ronny oder dem roten, keuchenden Typen neben Ronny reden. Ich hasse Ronny und seine theatralischen Gesten und wie er glänzt im Kunstlicht des Cycling Studios. „Verdammt, wir quälen uns wie die Beklopten in einem geschlossenen Raum, auf Rädern die nicht von der Stelle kommen!“, schreit meine Vernunft, für ein kurzes Gastspiel

zurückgekehrt in den Orbit meines Bewusstseins, doch die Info verglüht in der Atmosphäre. Meine Beine machen einfach weiter, immer weiter. Ich will einfach nur durchhalten, und ich will, dass die Anderen nicht durchhalten oder wenigstens, dass sie weniger gut durchhalten als ich, und so konzentriere ich mich wieder darauf, Haltung einzunehmen und meinen Gesichtsausdruck zu kontrollieren. Ich habe vom Ziehen am Pedal einen Krampf im rechten Fuß und vom Festkrallen am Lenker kann ich den Griff meiner linken Hand nicht mehr wirklich lösen, ich bin kaputt und kann nicht mehr, es sind 89 Minuten vergangen, und die Worte „Locker auslaufen lassen“ klingen besser als „Sechs richtige plus Zusatzzahl“, nur vor Freude springen kann ich nicht. Als ich meine Füße aus den Klickpedalen löse, tasten sie sich nur vorsichtig über den festen Boden. Das Letzte, was ich weiß, ist, wie der glänzend ledrige, rote Ronny mich anblickt und sagt: „Das, das, mein Junge, ist besser als ficken.“

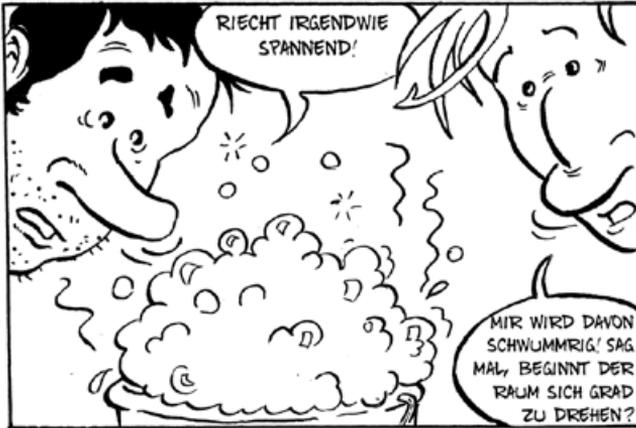
An die darauf folgende Dusche, den Heimweg und wie ich ihn zurücklege, kann ich mich nur bruchstückhaft erinnern. Ich schlafe auf dem Sofa direkt ein.

Es ist 14 Uhr im Land des Leidens.



# LOST & BROKEN

von Steffen Elbing



# Der Pumpenbauer

von Stefan Berendes | Foto: steffne / photocase.com

**S**o, dann woll'n wir mal!"  
*Die Stimme dröhnt unvermittelt ins vormittägliche Gartenidyll. Ich weiß nicht warum.*

„Ich bin schon 70 Jahre. Das hätten Sie nicht gedacht, oder? Dafür bin ich noch gut zu Fuß!“

*Der Mann ist wirklich ohrenbetäubend laut. Ich kann ihn nicht sehen, ich weiß nicht, was er will. Beide Defizite gleicht er durch größere Lautstärke aus. Der lauteste Mann Europas, zu Gast im Nachbargarten.*

„Ich hör' nur nicht mehr so gut. Meine Hörgeräte habe ich extra zuhause gelassen, damit die nicht nass werden. Ich hatte nämlich einen Hörsturz gehabt.“

*Aha.*

„Also wir machen das so: Ich schließe das gleich hinten an, und meine Tochter – das ist die Birgit, das ist meine Tochter – die guckt dann hier vorne nach, ob was kommt. Aber irgendwas kommt immer.“

*Der Mann will eine neue Pumpe installieren. Die ist in ländlichen Gegenden Pflichtprogramm, zum Beispiel, um den eigenen Garten zu bewässern. Vor allem aber, um die Nachbarn mit mehrstündigen Lärmorgien zu drangsalieren. Insofern passt es ganz gut, dass der Mann, der die Dinger installiert, ebenso laut ist wie seine Kreationen.*

„...und dann kann Ihr Sohn, der ist doch handwerklich begabt, Ihr Sohn, dann kann der hier noch einmal

so durch die Wand und dann untendurch. Und dann läuft das. Und dann kommt auch was.“

*Das leuchtet ein.*

„Und wenn dann was ist, dann rufen Sie mich einfach an, dann komme ich vorbei, das mache ich als Service und dann...“

*Vielleicht ist es gut, dass er diesen Satz nicht zu Ende spricht.*

„Birgit, jetzt pack' mal an hier. So, nun geit dat achtern los!“

*Der Bohrer gräbt sich mahlend ins Erdreich, in meine Hirnrinde. Über dem Lärm höre ich nur den Mann:*

„Ich habe ja auch ein künstliches Hüftgelenk jetzt, wegen meinem Sprunggelenk. Birgit, kommt schon was?“  
*Es kommt noch nichts.*

„Ouh, Birgit, das is' schlecht! Da musst Du doch aufpassen, hier! Das ist doch Deine Sache! Ich hab' auch noch eine jüngere Tochter.“

*Klingt so, als sei Birgit in der Thronfolge des Pumpenimperiums gerade eine Stelle nach unten gerutscht.*

„So, jetzt leg' den Schlauch mal hin da. Man muss immer gucken, ob was kommt. Ich hatte mal so einen 12jährigen, das war ein richtiger Rotzebengel, und dann hatte der auch gleich den Schlauch in der Hand. Und dann hab' ich gesagt: ‚Guck mal, ob auch was kommt!‘ Und dann hat er in den Schlauch geguckt, und ich hab' dann hinten richtig Gas gegeben. Und dann kam aber was. Kommt schon was?“

*Es kommt noch nichts.*

„Ich bin ja auch nur dummer Achmeraner. Birgit, hältst Du fest?“

„Ich halt' fest.“

*Und dann kommt endlich was.*

# Intellekt sucht Intellekt (Körper egal)

von Urs Ruben Kersten | Illustration: Stefan Berendes

*„Denken überzeugt Denkende; darum überzeugt Denken selten.“*

**Karlheinz Deschner**

*„Wer Brüste bewerten will, kommt an denen von Carmen Electra einfach nicht vorbei.“*

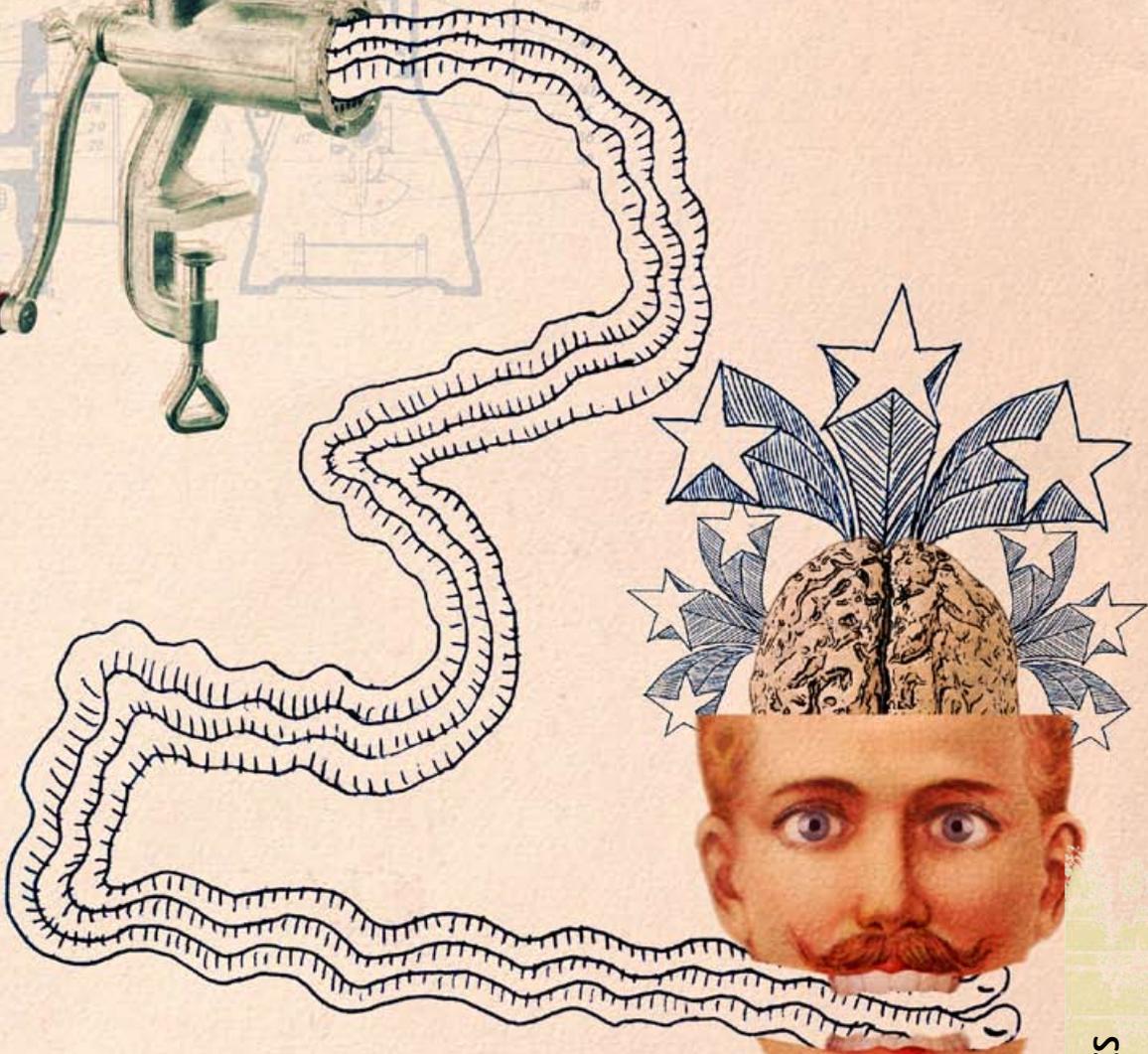
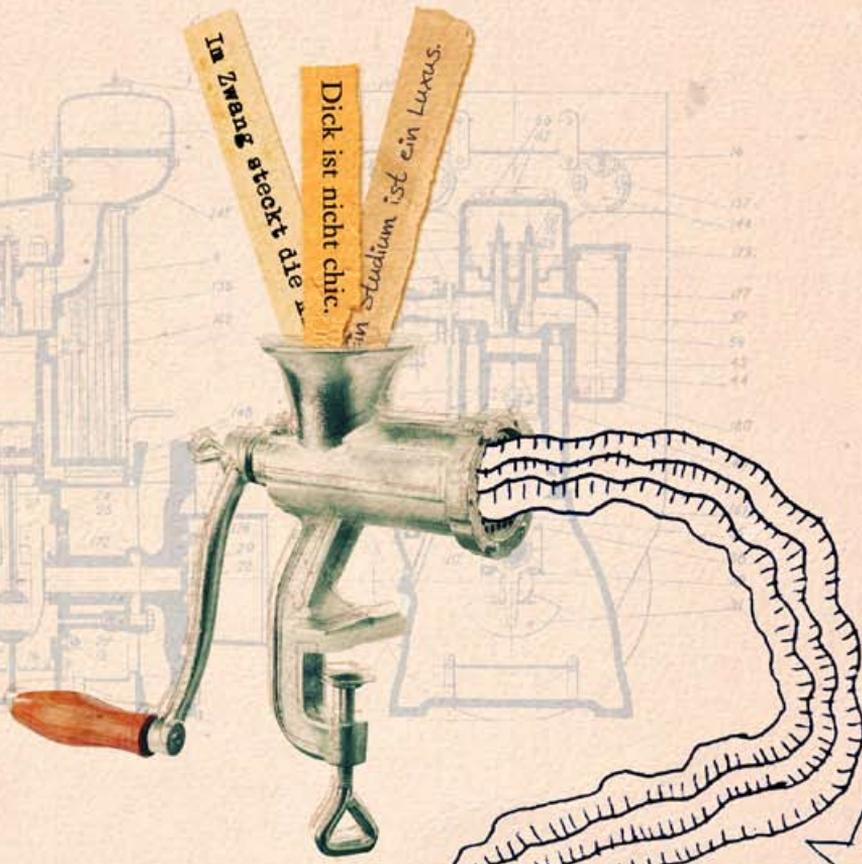
**Unbekannter Verfasser - GMX News**

Kürzlich begab es sich, dass ich Fernsehen guckte, eine Sendung mit regionalen Inhalten auf einem der dritten Programme. Dies allein beeindruckt wenig, das gebe ich zu. Ziemlich beeindruckend hingegen war der Schwachsinngehalt einer der Aussagen, die im Laufe der Sendung eine der Interviewten von sich gab. „Hohoho!“, erschallt es jetzt von Seiten der Leserschaft. „Schwachsinn im Fernsehen, das ist *wirklich* bemerkenswert!“ Und wenn nun die rüpelhafte Leserschaft vor mir stünde, wessen würde ich da vermutlich ansichtig werden? Richtig, eines sog. *süffsanten Lächelns*. Nun möchte ich der Leserschaft eine Empfehlung aussprechen, enthalte sie sich jeden Kommentars sowie jeglicher Süffsanz und tue sie, was ihre Aufgabe ist. Lesen.

Aber zurück zu der eingangs erwähnten Sendung. Thema des Beitrags war Fettleibigkeit. Es wurden mehrere adipöse Personen gezeigt, die unter ihrem hohen Gewicht litten und dementsprechend versuchten, dieses zu reduzieren. Ein Herr hielt strenge Diät und trieb Sport, eine Dame hatte vor, sich einer Magenverkleinerung zu unterziehen, da Sport und Diät nicht den gewünschten Erfolg mit sich brachten. Ihr Übergewicht sei vielmehr Folge einer Stoffwechselerkrankung oder eines Drüsenleidens (ich vermeine an dieser Stelle aus den hinteren Reihen der Leserschaft wieder ein *Hohoho!* erschallen zu hören). In der Tat war besagte Dame schon seit Jahren sportlich aktiv und ernährte sich nach

eigener Aussage ausgewogen. Trotzdem war sie stark übergewichtig und verfügte über etwas, das man in kultivierten Kreisen vielleicht als ausladende Kehrseite bezeichnen würde, in weniger kultivierten Kreisen vermutlich ganz anders. In jüngeren Jahren schlank gewesen, war die Dame nun sehr unzufrieden mit ihrem hohen Gewicht und äußerte folgenden, äußerst dummen Satz: „Niemand kann mir erzählen, dick sei chic. Und niemand kann mir erzählen, dass er sich wohl fühlt, obwohl er dick ist.“ An dieser Stelle kam mir plötzlich eine Redewendung aus dem Englischen in den Sinn, die die Häufigkeit von Meinungen mit der einer bestimmten Körperöffnung in Relation setzt. Joschka Fischer behauptete mal, wer keine Ahnung hat, habe auch keine Meinung. Es ist recht und billig, die Äußerungen der Dame aus dem Fernsehbericht als stichhaltigen Beweis für die Falschheit der vom früheren deutschen Außenminister und rhetorischen Bollerkopf Fischer aufgestellten Behauptung anzusehen. Halten wir uns lieber an die englische (oder anglo-amerikanische?) Redewendung. Meinungen sind überall und manchmal stinken sie zum Himmel.

Kürzlich sagte ein Bekannter in meiner Gegenwart, ein Studium sei Luxus. Ich entgegnete nichts darauf, guckte nur betreten. Die Leute dürfen mir gegenüber äußern, was sie mögen, auch wenn es etwas Blödes ist. Natürlich hätte ich entgegnen können, dass ein Studium oder Bildung Privilegien oder gar eine Gnade sein können. Aber Luxus? Nein, Luxus eher nicht. Doch bin ich ein höflicher Mensch, ich wies meinen Bekannten nicht auf seine Fehleinschätzung hin, ich entgegnete, wie bereits erwähnt, nichts. Auch hätte ich anmerken können, dass die Ansicht, ein Studium sei ein Luxus, zwar blöd, jedoch nicht unentschuldig, sondern erträglich blöd war. Wir alle fangen klein an, viele machen klein weiter und eine beachtliche Anzahl von Menschen schließt auch klein. Aber nichts dergleichen. Ebenfalls für mich behielt ich den Gedanken, mein Bekannter hätte besser sagen sollen, ein Studium sei luxuriös. Diese Aussage ist deutlich blöder als jene, die er tatsächlich von sich gab und darüber hinaus auch verwirrend. Wie kann denn ein Studium luxuriös sein? Ja geht denn das überhaupt? Goldbeschlagene Sitze im Hörsaal? Nein. Nerzmäntel zur Mensaparty? Unsinn. Der Student geht nicht mehr in die Kneipe, die Kneipe geht zum Studenten? Verrückt. Höret, höret! Ein Studium ist luxuriös! Erschrockenheit und Verwunderung sprechen aus den Blicken der Menschen, denn solche Aussagen



rütteln sie auf, und das wollen wir doch. Aufrütteln, die Menschen zum Nachdenken anregen, wenn nicht gar *zwingen*. Oder wollen wir sie zum Nachdenken verführen? Nein, zwingen ist besser, zwingen wollen wir sie, gezwungen sollen sie werden. Anregen, verführen, das ist uns zu weich. Im Zwang steckt die Kraft, schon im Klang liegt die Macht.

Der letzte Satz, meine Damen und Herren, war m.E. noch blöder als die vorangegangenen Aussagen, welche ich an dieser Stelle aus Gründen des in Erinnerung Rufens wiederhole: „Ein Studium ist Luxus, ein Studium ist luxuriös.“ Stellen wir dem erneut die letzte Aussage entgegen: „Im Zwang steckt die Kraft, schon im Klang liegt die Macht.“ Sie werden mit mir übereinstimmen, dass die diesem Satz innewohnende Blödsinnigkeit kaum zu übertreffen ist. Außer vielleicht von der Aussage: „Niemand kann mir erzählen, dick sei chic. Und niemand kann mir erzählen, dass er sich wohl fühlt, obwohl er dick ist.“ Sollte dieser Satz etwa noch blöder sein als alle ihm vorangegangenen? Gut möglich, doch wir wissen es nicht. Denn die Blödsinnigkeitsforschung steckt noch in den Kinderschuhen, sie ist chronisch unterfinanziert und zudem eine äußerst langweilige Disziplin. Uns bleibt also nichts Anderes übrig, als uns auf unser natürliches Gespür für Blödes und Blödsinnigkeit zu verlassen. Dies führt uns zurück zu dem in der ersten Hälfte dieses Textes behandelten Thema, den Meinungen.

Wir rekapitulieren: Die Aussage, Keine Ahnung = keine Meinung, stimmt nicht. Jeder Blödsinnige verfügt über eine Meinung. Dass Alfred Jodokus Fischer das in seinem schicken Aphorismus natürlich total anders gemeint hat, interessiert an dieser Stelle nicht. Fresse halten, Schlaumeier! Die Welt ist voll von Meinungen, sie quillt förmlich über davon. Wir können uns vor Meinungen nicht retten, doch sollten wir uns nicht gezwungen sehen, zu allem und jedem Position zu beziehen. Manch einem scheint es tiefe Qualen zu bescheren, Ahnungslosigkeit einzugestehen oder schlimmer noch, Meinungslosigkeit. Es ist ein Phänomen unserer Zeit, dass nicht nur jeder von dem Gedanken beseelt ist, eine Meinung haben zu müssen, sondern sich darüber hinaus auch noch genötigt fühlt, diese den ihm Umgebenden mitzuteilen. Eine solche Einstellung ist falsch. Wir müssen uns freimachen von diesem Ballast. Dazu müssen wir uns nicht anregen, noch verführen, sondern *zwingen*! Zwingen ist gut, gezwungen wollen wir sein, gezwungen sollen wir werden. Und zum Aufbau der Fähigkeit des Selbstzwangs zur Ablegung des Meinungszwangs, stärken wir unser Selbstbewusstsein und unsere Disziplin, indem wir im Stillen folgendes

Mantra wiederholen, immer und immer wieder:  
*„Ich bemühe mich nicht, irgendwer oder irgendwie zu sein. Ich empfinde meine Vorlieben, Abneigungen und Affekte als völlig okay. Sie gehören nicht zu mir, wie mein Name an der Tür, denn an meiner Tür steht überhaupt nichts. Zudem ist es möglich, seine Vorlieben, Abneigungen und Affekte, einen intakten Verstand und einen starken Willen vorausgesetzt, relativ leicht zu beeinflussen, doch bin ich mit den meinen zufrieden. Meine Vorlieben sind schön, meine Abneigungen gerechtfertigt und meine Affekte gehen in Ordnung.“*

Wir spüren unsere inneren Kräfte wachsen, wir befinden uns auf dem richtigen Weg. Nun, um unserer neu gefundenen inneren Ausgeglichenheit Ausdruck zu verleihen, betätigen wir uns künstlerisch. Wir werden kreativ! Zu Beginn dieser Phase empfiehlt es sich, eine leicht auszuübende Kunstform zu wählen. Malen nach Zahlen, Musicals komponieren oder das Verfassen kurzer Gedichte, wie das folgende:

„Spaß in Tüten, Spaß aus Dosen  
Männer tragen lange Hosen  
Spaß verstehen, Spaß machen  
Menschen tragen Anzihsachen

Spaß ist herrlich, Spaß ist wichtig  
Du trägst Schuhe, das ist richtig  
Spaßentwicklung, Spaßbegleitung  
Alle Menschen tragen Kleidung“

Wir sind nun bereit uns zu zwingen, den Meinungszwang abzulegen. Ein herrliches Gefühl! Fragt uns jemand nach unserer Meinung zu einem uns nicht gelegenen, bzw. zu einem für uns uninteressanten Gebiet, antworten wir einfach: „Pft, mir doch egal.“ oder „Pah, keine Ahnung.“ oder „Pözl, ich bin der Nikolaus.“ Und sollte unser Gegenüber die Penetranz besitzen, selbst nach einer dieser Abfahrten auf einer Meinungsäußerung unsererseits zu bestehen, weisen wir höflich darauf hin, dass ein angelsächsisches (anglo-amerikanisches?) Sprichwort die Häufigkeit von Meinungen, und damit auch deren Bedeutsamkeit, mit der Häufigkeit einer bestimmten Körperöffnung in Relation setzt. In Gegenwart besonders begriffsstütziger Gesprächspartner ist sogar der Hinweis gestattet, dass es sich bei diesen in großer Zahl auftretenden Körperöffnungen weder um Münder, noch Nasen-, bzw. Ohrlöcher oder Vaginen handelt. Damit sollte dann aber tatsächlich alles gesagt sein.

# Stark für das Leben!

Wir helfen mit Kompetenz und Charakter.

Buchhandlung zur Heide  
abcdefghijklmnopqrstuvwxyz  
stuvwxyzurheide

Osterberger Reihe 2-8 / Osnabrück / Telefon 0541 - 350 88-0  
[www.buch-zur-heide.de](http://www.buch-zur-heide.de)

Die erste Studentenkneipe Osnabrücks

unikeller

Mehr Infos unter: [www.unikeller.de](http://www.unikeller.de)

am 2. Samstag: **Trust in Bass** (D'n'B)

am 3. Samstag: **outta Babylon**

Reggae / Dancehall

am 4. Samstag: **TomTomClub**

der Klassiker mit den legendären Toms

... und dazu:

**das Beck's zum Sonntag für 2,- €**

am 2. Dienstag: **DYP-Kickerturnier**

6 verschiedene Fassbiere,  
eins davon monatlich  
wechselnd (Hahn 2)

jeden Mittwoch: **FASSNACHT**

jedes Fassbier 0,4 l für 2,- €

jeden Dienstag:  
**KICKERN FÜR LAU**



# Die Steinigung

von Finn Kirchner | Illustration: Stefan Berendes

Wäre die Saison ein Krieg, die Frühjahrsklassiker wären die Ostfront. Dieser unbeschreibliche Dreck. Sieben Arten Dreck: äußerer Dreck, innerer Dreck, dreckige Methoden, dreckige Berge, dreckige Taktiken, dreckige Landschaften, dreckiger Untergrund.

Man glaubt nicht, dass man sich wirklich aufgeben kann, aber man tut es. Wie ein Rallyefahrer, der in eine Kurve fährt in der Hoffnung, es werde schon alles gut gehen. Alle Instinkte schreien nach Bremsen, doch er ignoriert sie. So geht es uns. Wir wissen, dass wir aufhören sollten, dass das nicht gesund ist, und wir machen weiter. Alles, was uns die Sicherheit gibt, dass es schon gut gehen wird, ist die Tatsache, dass es bislang immer gut gegangen ist, irgendwie. Wir können den unendlichen Schmerz, die Müdigkeit, den Schwindel und die Panik nicht ausschalten, aber wir können die Verbindung zwischen ihnen und unserer Vernunft kappen. Und so tun wir es am Poggio, nach über 290 Kilometern auf einem Fahrradsattel. Wir tun es am Koppenberg und wenige Minuten später schon wieder an der Mauer von Geraardsbergen, wir tun es im Wald von Arenberg, wir tun es am Cauberg, an der Mauer von Huy und in Lüttich.

Keiner von uns will das, aber wir tun es uns an. Schuld sind die Veranstalter, die sadistischen Fernsehstationen, das System Radsport. Kein Mensch sollte nichts anderes gelernt haben, als Tag für Tag acht Stunden am Rande des Zusammenbruchs mit den Beinen zu treten. Ich empfinde Mitleid mit der armen Sau neben mir, einem alten Tschechen. Der Mann kann nicht mehr, aber sein Kapitän schreit von hinten, er solle das Tempo halten. Der Kapitän kann den Schaum vorm Mund nicht sehen, nicht die eingefallenen Wangen, nicht die tiefen Augenhöhlen mit den grauen Kugeln darin. Der Alte geht also noch einmal nach vorne, in den Wind. Er

wird bald an den Rand fahren, die Möglichkeit auf eine Zielankunft bekommt er gerade genommen. Per Team Order, damit die restlichen vier Helfer wenige hundert Meter mehr Windschatten haben. Er ist in einem Alter, da kämpft man nicht mehr mit sich, da verzieht man nicht mehr das Gesicht. Er klappt sich nach innen und wartet auf das Ende. Dass sein Körper ihm die Selbstfolter verbietet, für heute. Ich informiere meinen Kapitän, dass sein Team bald einen Mann weniger hat.

Am schlimmsten ist Roubaix. Diese endlosen Kopfsteinpflasterpassagen. Sie sind nicht für Fahrräder gemacht, genau wie Fahrräder nicht dafür gemacht sind, Strecken von Hunderten Kilometern zurückzulegen. Mit den schmalen Reifen eines Rennrads über diese Felsen zu fahren, ist wie mit einem Buttermesser eine Kuh zu filetieren. Wir sind die Kuh. Über Stunden knabbert diese Piste an uns, und unsere gut trainierten Körper verbieten uns das Sterben. Immer und immer wieder kommt dieses Reibebrett. Wir müssen auf den Kopfsteinpflasterstücken langsamer machen. Aber die Belgier scheinen gar nicht zu merken, dass sie gerade über Steine und Sand fahren. Und so halten wir das Tempo, obwohl wir uns dafür die Beine aufreißen.

Mit krampfenden Mündern versuchen wir, auch nur einen Bruchteil der Mengen an Luft aufzunehmen, die unsere Körper für diese Leistung verlangen. Luft kann man es ohnehin kaum nennen. Sand, Staub, die Abgase der Vorwegfahrenden lassen kaum noch Platz für Sauerstoff. Dennoch bücken wir uns hinab, möglichst nah an das Hinterrad des Vordermannes. Auch wenn es uns Ladungen von Schmutz ins Körperinnere schleudert, so ist die Luft doch unser wichtigster Treibstoff.

Bei Regen ist das Atmen leichter. Das Wasser wäscht die nordfranzösische Industrieluft. Dafür macht er die ohnehin schon kaum fahrbare Piste spiegelglatt. Roubaix bei Regen ist, als müsse man jonglieren, während einem ein Bein amputiert wird. Von einem selbst. Doch selbst die besten Fahrer erwischt es, wenn das Material einfach nicht mehr kann. Als Hincapie 2006 der Lenker einfach nach unten wegbrach, konnte man für einen Augenblick den Schrecken in seinen Augen sehen. Während er versuchte, die Maschine in voller Fahrt, auf Kopfsteinpflaster, ohne Lenker zu kontrollieren. Er tat mir leid, weil er nicht gleich gestürzt ist. Ein, zwei Sekunden konnte er realisieren, was passieren wird. Wie gleich seine Rippen, seine Schulterblätter, seine Hüfte

aufschlagen, mit 45 km/h, auf großen Felsen. Wie seine dünne Kleidung sofort zerreißt, wie die Geschwindigkeit gebremst wird durch die Reibung von Haut auf kantigem Kopfsteinpflaster.

Im Vélodrome von Roubaix wird ein Fahrer gewinnen. Mit dreckigem Gesicht wird er einen Pflasterstein in die Luft strecken. Sein Lächeln wird in den Zeitungen sein, und nur der Dreck auf den ausgemergelten Wangen wird darauf hinweisen, was dieses Rennen seinen Fahrern angetan hat. Unsichtbar bleiben werden jedoch die nach 200 Kilometern im Zielsprint Geschlagenen, die bis auf wenige Meter ebenso gut fahren wie der

Sieger. Man wird nicht die monatelange Vorbereitung sehen und nicht den qualvollen Renneinsatz, der durch einen Defekt kurz vor Schluss zunichte gemacht wird. Nicht die schmutzigen Helfer, die eine halbe Stunde nach dem Sieger, aber ebenso ermattet ins Ziel kommen und nicht die Gestürzten in den Sanitätswagen, die ihre Verletzungen herunterspielen in dem Wissen, in der nächsten Woche wieder auf dem Sattel sitzen zu müssen. Am Cauberg, an der Mauer von Huy, in Lütich. All diese Opfer des Rennens muss man sehen, um es zu verstehen; in Roubaix, unweit von Verdun.



# One of Us Must Know (Sooner or Later)

von Kalle Kalbhenn | Illustration: Alice Socal

Jo fuhr die von den Schildern von ihm verlangte Geschwindigkeit. Sein Polo war das einzige Auto auf der Landstraße, auf dem Beifahrersitz schlief Mia. Sie wachte hin und wieder auf, blinzelte um sich und schlief weiter. Das Radio spielte bedeutungslose Musik. In den Liedern ging es um Wetter und Liebe. Jo achtete nicht auf die Melodien und nicht auf die Texte. Die Sonne stand tief, die Landschaft zog vorbei. Mit ihr die Wiesen, Wälder und Tiere. Die Wiesen leuchteten grün oder gelb, der Himmel war blau mit rot. Jo fühlte sich unbeschwert. Irgendwann wachte Mia auf. Sie schwieg, und Jo merkte erst nicht, dass Mia wach war. Zur vollen Stunde kamen die Nachrichten: Wirtschaft, Krieg, Wetter, Verkehr. Jo hörte nicht hin. „Du hast lange geschlafen.“ Mia antwortete nicht. Sie trauerte der Landschaft hinterher.

Kurz vor der Grenze hielt Jo auf einem Rastplatz. Es war ein kleiner Rastplatz, und der Polo war der einzige Wagen dort. Der Himmel war jetzt mehr rot und weniger blau, und bald würde die Sonne untergehen. Mia kippte behutsam an die frische Luft. Ihr lockiges Haar war am Hinterkopf platt gedrückt und ihr Kleid verzogen. Während sie sich zurechtzupfte, ging Jo um den Polo. Jo war größer als Mia, ihr Kopf endete dort, wo seiner anfang. Er nahm Mia in die Arme und drückte sie an sich. „Entschuldige. Ich hab’ die ganze Zeit geschlafen. Ich hätte gerne geredet.“ Jo antwortete nicht. Er versank über Mias Kopf hinweg im Rot. „Ich komme gleich wieder“, sagte Mia und drehte sich aus der Umarmung. Als Kind war Jo mit seinen Eltern jedes Jahr im Auto nach Spanien gefahren. Seither mochte Jo Rastplätze. Es waren Zwischenwelten. Orte, an denen er schwebte zwischen nicht mehr ganz hier und noch nicht ganz dort. Jo öffnete den Kofferraum, nahm sich ein Butterbrot aus dem Rucksack und setzte sich auf einen Baumstumpf.

Als es dunkel war und Mia noch immer nicht zurück, stieg Jo in den Polo und fuhr weiter. Er fuhr über die Grenze. Er war jetzt in Ostwestfalen-Lippe, und auf dem Beifahrersitz saß ein Albino-Pandabär.



# Andreas „Spider“

„Ein ganz Großer  
in der Lesebühnen-Szene.“  
(Tagesspiegel)

# Krenzke

Soloprogramm

## „Im Arbeitslosenpark – Best of“

**Donnerstag**  
**14. Oktober 2010**  
**20.30 Uhr**

VVK 9,- € inkl. Geb.

# LAGERHALLE

OSNABRÜCK  
*Kultur & Kommunikation e.V.*

**Was ist eigentlich, wenn ich im Studijob mal krank bin?!**

**Und was muss ich beachten, wenn ich ein Praktikum  
machen möchte?**

**Für jobbende Studierende gibt's bei uns  
kostenlos Tipps, Beratung und Infos zu**

- ▶ **Kranken- und Rentenversicherung**
- ▶ **Minijob, Studijob, Honorarjob**
- ▶ **Praktika**
- ▶ **Arbeitsvertrag, Lohn, Urlaub, Befristung, Kündigung**
- ▶ **Steuern**

Unsere Sprechzeiten  
findest du hier:

[www.hib-os.de](http://www.hib-os.de)

Du erreichst uns unter:

[kontakt@hib-os.de](mailto:kontakt@hib-os.de)

Hochschulinformationsbüro der Osnabrücker Gewerkschaften, August-Bebel-Platz 1, 49074 Osnabrück

**hib**  
Osnabrück

# Hier entsteht ein Puff

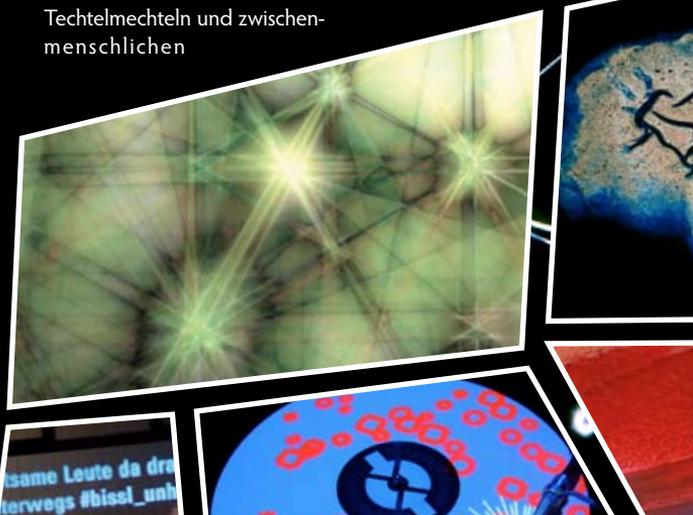
von Olker Maria Varnke | Fotos: European Media Art Festival



**M**ittwoch, 21. April 2010. Das Wetter ist gut, das Essen auch. Das Osnabrücker European Media Art Festival (EMAF) geht in die 23. Runde und dazu gibt es ein üppiges Buffet für die versammelte Presselandschaft. Mit dabei sind Kalle Kalbhenn, Frederik Vogel und Olker Maria Varnke für die Kommunikaze-Redaktion. Wir unterhalten uns über den letzten Betriebsausflug nach Châtenoy-le Royal, als die Kollegen vom Nachbartisch eifrig den wesentlichen Inhalt der zuvor gehörten vier Begrüßungsreden reflektieren: die isländische Aschewolke und deren negativer Einfluss auf die Internationalität des diesjährigen EMAF. Darüber hinaus sei das Essen vorzüglich, so vernehmen wir weiter. Nach demselben gehen wir in die Dominikanerkirche. Hier findet sich das Herzstück des Festivals – die Medienkunstausstellung, und hier entsteht ein Puff. So zumindest ist es auf einer Installation des Künstlers Heiko Beck zu lesen – „Dies ist keine Übung“ lautet sein Motto. Wir hoffen, dass dem doch so sei. Denn auf gar keinen Fall wünschen wir uns die kitschig-idyllische Alpenszenerie, die auf einem seiner zwei Großgemälde zu sehen ist, in die Dominikanerkirche, dann schon eher das angekündigte Rotlichtetablissement. Wir wenden uns und sehen Tobias Rosenbergers „The Grand Defender“. Hier wird die Stadtmauer der Zukunft vorgestellt. Der interessante Ansatz, der mittelalterliche Stadtbefestigungsstrategien in die Gegenwart transferiert, betont auf pervertierter Ebene Abgrenzungstendenzen moderner Gesellschaften gegenüber Minderprivilegierten. Anerkennend nickend bewegen wir uns zur Mitte des Kirchenchores. Hier befindet sich ein Turm aus Monitoren, die einen leicht schrägstehenden weißen Strich zeigen. Als wir uns zum Gehen wenden, ist das Buffet noch nicht abgebaut, außerdem gibt es Wein. Ein gelungener Auftakt zu vier Tagen Medienkunst!

**Donnerstag, 22. April.** In der Kommunikaze-Redaktion im Neuen Graben 19b erwachen wir zwischen 11.13 Uhr und 12.34 Uhr im Zehnminutentakt. Bereits verpasst haben wir den Beginn des Schülertags um 9

Uhr im Haus der Jugend. Schade. Als erster wirft Kollege Kalbhenn den Grill an. Die Atmosphäre dieser Tage soll so nah wie möglich an der eines echten Festivalcamps sein. Gut, dass das Gros der Redaktion noch in den Osterferien ist. So fühlt sich lediglich die Wetterredaktion durch Grill- und Biergeruch bedrängt. Wir überspielen das Murren der KollegInnen, indem Vogel „schon mal geile Mucke“ aufdreht. Ich werfe derweil einen Blick in das Festivalprogramm. Über dem „WILLKOMMEN“-sgruß auf Seite drei schreit mir eine Frau entgegen. Ich schließe das Heft und genehmige mir eine Paracetamol. Um fünf vor eins dann Abflug zur Lagerhallenbühne: Das Line-up startet mit „Utopian Landscapes“, das zugehörige Set enthält solche Hits wie „Black Rain“, „Utopia“, „Perceptual Subjectivity“, „Dear Adviser“, „Scene 32“ oder „Despair (Otchajanie)“. Im Anschluss dann Mittagss Grillen in der Redaktion. Abends im Filmtheater Hasetor eine Filmvorführung, die schon im Vorfeld des Festivals in der Kommunikaze-Redaktion hoch gehandelt worden ist. Die von uns erwartete Synergie aus progressiver Modewelt und wegweisender Underground-Musikszene Tokios entpuppt sich übertrieben rasch als ein Konglomerat urbaner Degeneration und musikalischer Grenzregionen, das den Filmtitel „We Don't Care About Music Anyway“ nur allzu überzeugend widerspiegelt. So ergreift beispielsweise auf einem Tokioter Schrottplatz ein mittzwanzigjähriger Künstler eine Stahlstange und streicht damit über die Saiten seiner elektronischen Bassgitarre. Gepaart mit der eindrucksvollen Technodiscolautstärke, die uns das Filmtheater Hasetor bietet, wird der Filmabend zu einem einprägsamen Erlebnis. Im Anschluss hängen wir noch ein wenig auf der Media Campus-Veranstaltung „Passion of Mind. Wer bin ich – und wenn ja, wie viele?“ ab. Hier ist mit viel Liebe zum Detail für junges Publikum gesorgt worden. Wir sprechen mit den Zuständigen des Media Campus-Programms. Media Campus, so heißt es, sei ein Konzept, das die Attraktivität des EMAFs bei, von und durch Studierende(n) steigern solle. Und so kommt es dann auch im Laufe der Nacht zu diversen Techtelmechteln und zwischenmenschlichen



Unzulänglichkeiten, von denen am Tag danach niemand etwas gesehen haben will.

**Freitag, 23. April.** Was für ein Tag! Um 13 Uhr startet der dritte Festivaltag mit „The Emperor's New Clothes“. Trotz der stark ausgeprägten Geschichtsaffinität der Kommunikaze-EMAF-Delegation kommt es nicht zu einem Besuch. Stattdessen wird im Festivalcamp zur Sauberkeit gemahnt. Nach zwei Nächten sieht die Bude aus wie Sau; die Aschenbecher sind voll, die Zimmerpflanzen im Raum verteilt, der Rasenmäher hängt im Aktenschrank, und die Grillasche liegt in drei von vier Ecken. Zu Recht fordern die KollegInnen vom Wetter, dass hier mal kräftig durchgesaugt wird. Dem leisten wir Folge und gehen im Anschluss um 19 Uhr zum Roundtablegespräch ins Café Spitzboden. Hier erfahren wir interessante Hintergründe über viele Veranstaltungen des EMAF. Auch beteiligen wir uns eifrig an den Diskussionen. Besonders hartnäckig sind wir bei der Fragerunde zum Tokioter Musikfilm „We Don't Care About Music Anyway“, den wir am Vorabend im Filmtheater Hasetor gesehen haben. Leider gibt es nur ausweichende Antworten auf unsere insistierende Fragerei: Wofür stehen der Schrottplatz und die Müllhalde? Was hat das alles zu bedeuten? Ist das tatsächlich real? Sind die Künstler noch recht bei Trost? Könnten Sie die Jungs und Mädels vielleicht bei Gelegenheit mal fragen, ob sie noch alle Tassen im Schrank haben? Um 22.15 Uhr dann „3-D Hasekult Special“. Unsere Erwartungen orientieren sich an den Erfahrungen des Vorabends im selben Kino, doch ist die Lautstärke jetzt gedrosselt. Die 50er Jahre Horrorfilme aus den USA wirken durch die zeitgemäße 3D-Bearbeitung plastisch. Am späteren Abend dann zur Feierabendparty im Osnabrücker Club „Five Elements“. Wir geben noch einmal Vollgas und versuchen mit allen journalistischen Tricks die Macher von „We Don't Care About Music Anyway“ zu interviewen, die uns am Vorabend so eindrücklich Teile der Tokioter Musikwelt dargeboten haben und vor wenigen Stunden geknott

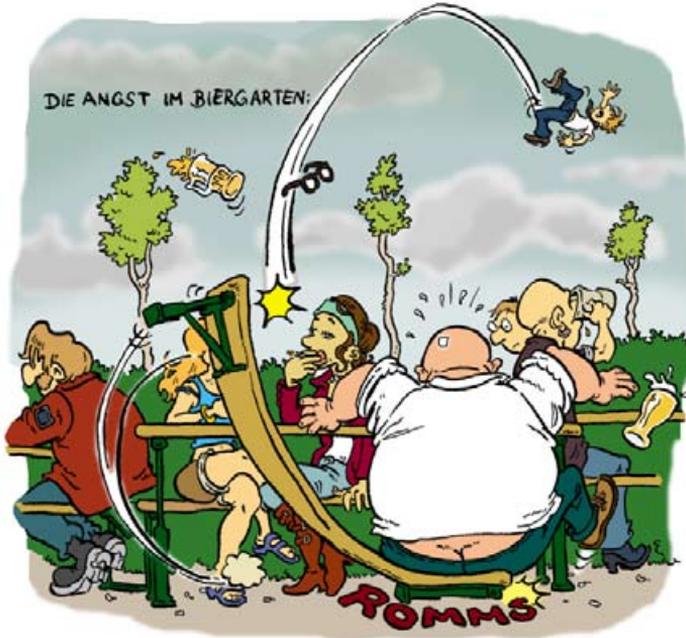
unserem Investigativjournalismus ausgewichen sind. Die sind allerdings gerade auf dem Sprung nach Hause, weil ihnen die Musik nicht zusage. Unser Angebot, auf ein Getränk zu bleiben, wollen sie offenbar aus übertriebener Höflichkeit doch nicht ablehnen. Unsere erste Frage, ob das denn alles ihr Ernst gewesen sei, bringt das Interview dann leider unmittelbar ans Ende. Schade.

**Samstag, 24. April.** Als ich erwache, kämpft Kalbhenn mit panikverzerrtem Gesicht gegen den Reißverschluss seines Schlafsacks. Seinem Liegeplatz und dem Verlauf der Sonne nach zu urteilen, muss er seit mehreren Stunden heftiger Bestrahlung ausgesetzt sein. Dampf steigt von der Oberfläche des Nylongewebes auf. Geistesgegenwärtig erwecke ich den in Sitzhaltung vor unserem Grill schlafenden Vogel per Bierdosenwurf, und in einer konzertierten Aktion gelingt es uns den leidenden Kalbhenn zu befreien. Mit der Gießkanne kühlen wir ihn auf Zimmertemperatur herunter. Vogel setzt sich darauf wieder vor den Grill und möchte braten. Doch es ist bereits 17.50 Uhr. Jetzt heißt es: schnell sein. Immerhin sind nur noch eineinhalb Tage Festival und wir haben uns vorgenommen, alles mitzunehmen, was noch geboten wird. Dazu teilen wir uns auf und treffen uns später um 20 Uhr bei der Preisverleihung wieder. Hier dann die Überraschung: Kein Film, den wir gesehen haben, ist unter den Preisträgern. Irgendwie schade, doch hätten wir vermutlich genauso entschieden.

Am Sonntag sehen wir uns mit Rückenschmerzen und in der letzten frischen Unterhose um 20 Uhr in der Lagerhalle „Best of EMAF 10“ an – ein versöhnlicher Abschluss. Ein insgesamt tolles und aufregendes Festival neigt sich dem Ende. Wir uns auch. „Endlich Duschen“, sagt Kalbhenn zusammenfassend. „Ja, das stimmt, Kalle. Du hast wie immer recht.“



# DIE LETZTE SEITE



## LETZTE WÖRTE:

Dass sich auf unserer Homepage und in unserem Gästebuch auch immer mehr Besucher aus der Bundeshauptstadt tummeln, freut uns natürlich enorm! Zwar ist dieser Umstand zweifelsohne auch den Aktivitäten unserer umtriebigen Hauptstadtkorrespondenten **Nehren** und **Kirchner** geschuldet, aber trotzdem macht es uns stolz, dass wir als kleine Provinzpostille scheinbar auch die Aufmerksamkeit eines Publikums erringen können, das jederzeit aus dem ebenso großen wie bunten Strauß der Hauptstadtresse wählen kann. Stutzig macht uns bei aller Freude nur, dass einige unserer Berliner Gäste verdächtige Homepagelinks zu obskuren Erotikseiten oder den Abfallwirtschaftsbetrieben der Bundeshauptstadt hinterlassen – oder sollte es sich bei alledem um eine breit angelegte Offensive der senegalesischen SMS-Mafia handeln?

Und wo wir gerade beim Internet sind: Kommunikaze gibt's jetzt mit noch mehr Web 2.0: Neben RSS-Feed und Facebookprofil lauert auf den Weiten der Datenautobahn jetzt auch unser eigener Blog unter [www.kommunikaze.de/blog](http://www.kommunikaze.de/blog), wo unsere Autoren alles Mögliche ins Internet hineinschreiben, damit es dann von Niemandem gelesen wird. Und wer weiß: Wenn uns die Netzgemeinde weiterhin so zu Füßen liegt, dann twittert **Sportressortchef Nehren** ja vielleicht bald die Fotos seiner abgeklebten Brustwarzen (s. Seite 19). Man darf gespannt sein...

Auch analog bleiben wir dem Weltgeschehen erhalten: Beim von **FOKUS e.V.** organisierten Kulturfest „Auf ein Wort“ am 31. Juli beschallte **Team Kommunikaze** das Stadtgaleriecafé und den nahen Bücherflohmarkt – in schönster Arbeitsteilung mit den **Poetry Slammern Annika Blanke**, **Achim Leufker** und **Bastian Geiken** – hat uns sehr gefreut, liebe Kollegen!

Kommunikaze 38 erscheint voraussichtlich Anfang 2011  
Redaktions- und Anzeigenschluss ist der 20. Dezember 2010

## IMPRESSUM

Kommunikaze  
Zeitschrift für facts & fiction

gegr. 2003 von Paulin | Grundorf | Berendes

**REDAKTION:**  
Stefan Berendes (ViSdP)  
Anna Groß  
Kalle Kalbhenn  
Olker Maria Varnke  
Tobias Nehren  
Penelope Proust  
Steffen Elbing  
Finn Kirchner  
Judith Kantner  
Jörg Ehrmsberger  
Urs Ruben Kersten

**FINANZEN | REKLAME:**  
Volker Arnke

**LAYOUT | SATZ | GRAFIK:**  
Stefan Berendes

**BILDQUELLEN:**  
[www.photocase.com](http://www.photocase.com)  
steffne | [www.photocase.com](http://www.photocase.com)  
European Media Art Festival

**COVER:**  
Christian Reinken

**ILLUSTRATIONEN:**  
Christian Reinken  
Mia Hague  
Steffen Elbing  
Alice Social  
Stefan Berendes

**LEKTORAT:**  
Volker Arnke  
Dorothee Schnackenberg  
Stefan Berendes

**DRUCK:**  
Druckerei Klein, Osnabrück  
Tel. 0541/596956

**AUFLAGE:**  
1.100 Exemplare

**REDAKTIONSANSCHRIFT:**

c/o AStA der Universität OS  
Alte Münze 12  
49074 Osnabrück  
[info@kommunikaze.de](mailto:info@kommunikaze.de)  
[www.kommunikaze.de](http://www.kommunikaze.de)

Die mit Namen gekennzeichneten Beiträge geben nicht zwingend die Meinung der gesamten Redaktion wieder. Falls in dieser Ausgabe unzutreffende Informationen publiziert werden, kommt Haftung nur bei grober Fahrlässigkeit in Betracht.

1.10.-23.10.2010

# JUGEND KULTUR TAGE

[www.jugend-kultur-tage.de](http://www.jugend-kultur-tage.de)

FOTO: TAREK EL SOMBATI/ISTOCKPHOTO.COM

**SEINE VERWANDSCHAFT KANN MAN SICH NICHT AUSSUCHEN...**



Kommunikaze ist seit 2003 das erste Haus am Platz für facts & fiction und zum Veröffentlichen von Selbstgeschriebem. Kommunikaze gibt es als Buch zu kaufen, live bei Lesungen zu hören und zu sehen, im Internet und alle drei Monate kostenlos zum Mitnehmen auf den Mensatischen.

Kommunikaze fragt nach.

Schonungslos.  
Investigativ.  
Möglicherweise ganz gut.



**SEINE LIEBLINGSZEITSCHRIFT SCHON!**

[WWW.KOMMUNIKAZE.DE](http://WWW.KOMMUNIKAZE.DE) L E S E N , S C H R E I B E N , Z U H Ö R E N , F A N W E R D E N

**FOCUS**  
**MONEY**  
**BESTE BANK**  
in Oldenburg  
1. bis 3. Januar 2010  
Tages: 5 Stunden  
Gebäude: Pflanzkulturbücherei (Verlag)  
**CITYCONTEST 2010**



**OLB**

Oldenburgische  
Landesbank

## Hängen Sie nicht länger an Ihrer alten Bank.

Jetzt zur OLB wechseln und 25 Euro Ablösesumme einstecken. Anmeldung zum Probetraining in jeder OLB.

Hier zu Hause. Ihre OLB.